

Wölfe,
Fäulen
und
Fandeln



JOS. M. VELTER / WÖLFE, BÄREN UND BANDITEN

„LÄNDER, ABENTEUER, HELDEN“

EINE JUGENDSCHRIFTENREIHE

Erster Band



18301



J O S E P H M. V E L T E R

WÖLFE, BÄREN UND BANDITEN

Drei Jahre in sibirischer Wildnis

VERLAG J. P. BACHEM GMBH KÖLN

Die Reihe „Länder, Abenteuer, Helden“ erscheint im Rahmen der „Bücherei der Lebensalter“ unter der Schriftleitung von Dr. Leo Weismantel, Marktbreit a. Main, und wird veröffentlicht durch die Herausgebergemeinschaft „Buch und Volk“, G.m.b.H., Düsseldorf.



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Derlagsnummer J. P. Baumeister 17 78 50

3 n h a l t

	Seite
Sibirien	7
1. Durch Eis und Schnee	9
2. Kreuz und quer durch Urtwald und Sumpfe	51
3. Um heiligen wilden Baikal	75
4. Die Lena hinab	90
5. Verfolgung und Flucht	109

S i b i r i e n

Sibirien? das ist eine weltweite Wüste aus Schnee und Eis, die ist unter einem grau lastenden Winterhimmel begraben, die Tage sind dort voll tödlicher Kälte, die Nächte voll von eisigem Entsetzen, wolfdurchheult

Sibirien? das ist auch das Land des Grauens und der Verzweiflung, in dem die Verbannten des Riesenreiches Russland in Gruben und Bergwerken Tag um Tag, Jahr um Jahr schmachten, von Heimweh zermahlen, von unsagbaren Qualen gefoltert werden, bis sie in schweren Stunden auslöschen, unbeachtet, vergessen, auf der Stelle ersetzt von anderen, die kommen in endlosen Zügen nach aus den Ebenen der Wolga, über denen die Sonne glänzt, sie kommen auch aus den Steppen des Onjepr, aus den uralten Mauern Moskaus, aus denen ein Gewimmel von Tönen steigt, sie kommen auch von den Bergketten des Kaukasus, die von Schluchten zerfetzt sind.

Ist das Sibirien? Meint ihr? Es ist auch das Land des herrlichsten Frühlings der Erdel Unvergeßlich ist das Wunder, wenn dort die Maientage aus den hellen Nächten herausblühen, wenn unter den Strahlen der sibirischen Sonne der Schnee schmilzt und aus Wiesen, Steppen und Auen ein betäubend duftender Teppich von Blumen und Blüten zauberhaft aussproht, wenn alle Fluren und Felder ein einziges Meer von wogenden Farben sind, wenn die uralten Wälder sprossen und grünen, wenn

tausend Nachtigallen die lauen Nächte durchsingend,
die Tauben in der verlorenen Einsamkeit der Taiga
gurren, und der Ruf des Kuckucks unaufhörlich
durch die warmen Nachmittage lockt und fönt.
Und wisst ihr vom Sommer in Sibirien? Da liegt
das Land, heiß, dörrend, überspannt von der
weißglühenden Kuppel eines wolkenlosen Himmels,
da ist Sibirien das Land des quälenden Durstes
in der Endlosigkeit verbrannter, brauner Steppen,
das Land der Heere von unzählbaren, stachenden,
zum Totsinn peinigenden Fliegen, dann wieder das
Land des raschen, herrlich aufleuchtenden Herbstan
mit einem Rausch an Farben des Verfalls, ein
Land voll undurchdringlicher, nie von Menschen
betretener Urwälder und tückischer Sümpfe,
voll ungeheurer Flüsse und Seen, voller Berge,
Schluchten und endlos ausgebreteten Ebenen, voller
Überraschungen und Gefahren, voller Not und
Freuden. Dort hausen schweigsame Bauern und
Jäger, Hirten, Nomaden und Verbrecher, Wölfe,
Bären und Banditen . . .

Von diesem Sibirien will ich euch erzählen, von
ihm und auch von meiner Fahrt durch sein Reich,
— ja, diese Fahrt! Als wohldurchdachte Expe-
dition hat sie begonnen, zu einer abenteuerlichen
Landstreicherfahrt ist sie geworden, zu einem
Jäger-, Fischer- und Stromerleben inmitten einer
unsäglich urmenschhaft einfachen und doch immer
wieder herrlichen und reichen Welt.

D u r c h E i s u n d S c h n e e

Einige Jahre nach dem großen Kriege, es war an einem der ersten Novembertage, brachen mein Freund und Reisegefährte Imquill und ich in Nowo-Sibirsk von der großen transsibirischen Bahn her zu diesem Abenteuer auf. Der Zug hatte uns lange, unendlich lange an Birkenwäldern und Sumpfen, an Süßwasserseen und ausgetrockneten Salzpfannen vorbeigetragen, dann wieder durch sanft hügeliges Gelände. Dann, als wir dem Ob näher kamen, war die Landschaft eben geworden, flach wie eine Tischplatte, die Dörfer häuften sich, überall längs der Bahn sahen wir bestellte Felder. Schließlich kam der Ob, der sich mit seinen breiten Wassern tief in die Ebene hineingewühlt hat, riesige Schwemmlandbänke und zahllose Inseln schauten auf den Strom.

In Moskau hatten wir schon in der *Iswestija* ein Klagelied über die Wolfsplage gelesen, die nach dem Kriege ungeheuer zugenommen hat. Es hieß da, allein in Europäisch-Rußland seien in einem einzigen Jahr weit über 120 000 Stück Großvieh, Pferde und Kinder von den Bestien zerrissen worden, von den Menschen, die dort zerrissen wurden, gar nicht zu reden. Jetzt hörten wir in Nowo-Sibirsk, daß die Plagen durch streifende

Wolfsrudel südlich von Barnaul geradezu unerträglich geworden seien. Im Augenblick waren wir von Jagdleidenschaft ergriffen. Konnte es etwas Schöneres und Fesselnderes geben, als unsere Sibirienexpedition mit einer Wolfsjagd zu eröffnen? Wir setzten uns in eine Zweibahn; sie brachte uns über Barnaul bis Bijsk. Dort blieben wir noch drei Tage, besorgten uns Pferde und Schlitten und allerlei Vorrat, prüften die Gewehre nach, unterzogen die ganze Ausrüstung, insbesondere die Zelte einer genauen Untersuchung. Dann endlich brachen wir in die Wildnis auf, in die öde, schweigende, verlassene Winterwildnis dieses rätselhaften ungeheuren Landes.

Die Pferdchen trabten fast lautlos durch den knietiefen Schnee. Links von uns lag ein langer Bergrücken, dort standen dunkle, überschneite Fichtenwälder. Rechts zogen die Wasser des Ob vorbei. An den Ufern standen Weiden und Schilf, das Saumeis streckte dort schon seine Fühler aus. Eine oder zwei Wochen noch konnte es dauern, dann konnten wir für unsere Pferde und Schlitten auf dem gefrorenen Fluß eine herrliche Fahrstraße haben.

Jetzt trieben noch riesige Eisschollen auf den graugrünen Wassern, die knirschten, wenn sie aneinander stießen; Krähen hockten dort in großen Bölkern, die ihrem Fischfang oblagen.

Mehr als einen halben Tag waren wir schon unterwegs. War je hier schon einmal ein Mensch vorübergekommen? Kein Weg, kein Haus, keine noch so elende Hütte!

Die Pferde zottelten dahin. Wir saßen im ersten Schlitten, waren in unsere schweren Schafpelze vergraben. Eine schneidende Kälte stand am Fluß. Der Himmel spannte sich klar über das schimmernde und glitzernde Weiß des Landes.

Bald mußten wir unsere Schneibrillen aufsetzen. Nirgendwo gibt es soviel Augenkrank und Blinde wie in den schneereichen Gebieten des hohen Nordens und Sibiriens; dort blendet die Sonne auf dem grellen Weiß des Schnees bis zu unerträglichen Schmerzen.

Hinter uns schnauften die zwei Pferdchen des Packschlittens, sie blieben dicht hinter uns. Diese Pferde haben keinen Lenker nötig. Sie sind es von Jugend auf gewöhnt, im Winter hinter dem Leitschlitten herzulaufen; nichts könnte sie veranlassen, stehen zu bleiben oder auf einen anderen Weg abzubiegen. Der Wolfsgefahren wegen fahren auch die Muschiki, die Bauern, im Winter, wenn sie zum nächsten Dorf wollen, nur in ganzen schwerbewaffneten Scharen, bleiben dichtauf. Wehe dem Schlitten, der zurückbleibt! Das wissen die klugen Pferde ganz genau, so konnten wir uns getrost auf sie verlassen.

Nun, ich muß gestehen, als wir gegen Nachmittag im jungfräulichen Schnee zum erstenmal die Fährte eines Wolfsrudels kreuzten, wurde mir doch ein wenig unheimlich. Wir hielten an.

Wie stark die Rotte war, das zu sagen war unmöglich. Die Wölfe haben nämlich die Angewohnheit, hintereinander zu laufen, so, daß die nachfolgenden Tiere ziemlich genau in die Spuren des

ersten treten. Die Fährte war ausgeweitet, das ließ jedenfalls auf eine ganze Anzahl der Untiere schließen. Jetzt am helllichten Tag hatten wir hoffentlich noch Ruhe. Aber wer konnte sich mit diesen unberechenbaren und heimtückischen Räubern aus? Und was war möglich, wenn der Abend kam? Schließlich waren wir nur zu zwei.

Imquill sah meine Sorge, er lachte mich aus. Wir mit unseren Repetiergewehren! Die waren zuverlässig und feuerten schnell, wir konnten auch mit einem Rudel von zehn oder zwölf Wölfen schnell fertig werden.

„Wenn es aber sechzig Wölfe sind?“ fragte ich.
„Müssen es gleich sechzig sein?“ fragte er; er wußt mir aus.

Es wäre doch möglich, daß es sechzig waren.
Ich war schon früher wiederholt kurz in Sibirien gewesen, hatte zwar nie ein so starkes Rudel gesehen, erzählt hatte man mir aber oft genug von noch viel stärkeren Rotten. Bis zu zweihundert Stück der hungrigen Bestien wollte man in einem Rudel gezählt haben.

Gewiß, es wird viel übertrieben und bei solchem Erzählen in Jägerlatein geschwelgt, aber wenn man auch beim Anhören solcher Berichte nur lachend und höhnisch bewußt die Schultern zuckt, sitzt man dann eines Tages so wie wir eben jetzt mitten drin in der eisigen, menschenleeren sibirischen Wildnis, noch dazu in einem so berüchtigten Bezirk, dann erscheinen die haarsträubendsten Geschichten mit einemmal viel weniger unglaublich und eigentlich ganz gut möglich, wenn nicht sogar

recht wahrscheinlich. Auf jeden Fall wäre es mir für die Nacht ungemein trostreich vorgekommen, irgendwo ein festes Blockhaus zu wissen. Wir müßten aber in unserem Wanderzelt kampieren. Das war wohl stark und geräumig, gewiß, aber es war eben doch kein festes Haus, aus dessen Fenstern man bequem die Bestien hätte abschießen können.

Eine Stunde verging, die Schlitten glitten schweigend dahin. Auf einmal! — links von uns im Walde, — was war das? — das Geheul eines Wolfes, langgezogen, von kurzen, bellenden Lauten unterbrochen.

Es gab mir einen Riß. Mit jähem Ruck sah ich alle Bilder meines ersten Zusammentreffens mit Wölfen wieder vor mir; das lag zehn Jahre zurück und war in einer Zeit gewesen, in der ich als ganz junger, grasgrüner Neuling in Ransk weilte, der Stadt, die ich in einigen Monaten auch wiedersehen sollte.

Imquill wandte mir sein frostrotes, spöttisches Gesicht zu:

„Junge, du erschrickst ja, wenn ein Hund heult“, lachte er. „Du warst doch früher kein Angsthäschchen! Was in aller Welt ist in dich gefahren?“ Ich gab keine Antwort. Bei dem eisigen Wind, der uns entgegenfuhr, fiel das Sprechen schwer. Aber als wir zwei Stunden später unser Zelt aufgeschlagen und ringsum meterhoch mit Schnee bedekt hatten, um es im Innern warmzuhalten, als aus dem trockenen Birken- und Zirbelkiefernholz, das wir aufgestrichet hatten, das Feuer

brannte, als von den nahen Bergen das Geheul der Wölfe zu einer schauerlichen Nachtmusik an schwoll, da erzählte ich ihm mein erstes Abenteuer mit dem grauen, blutgierigen, magern und heimtückischen Wolf der sibirischen Urwälder und der weltweiten Steppen.

Es war am Nachmittag eines klaren Frühlings tages. Ich kam im Schlitten von Kansk her und war auf dem Wege nach Ilansk. Ich fuhr in einem Hohlweg, der war vom Schnee fast ganz zu geweht. Fast hatte ich ihn hinter mir, vor mir lag die Höhe, die die Wasserscheide zwischen Kan und Ilan bildet. Ich freute mich nicht wenig, denn ich war, um das kleine, struppige Sibirenpferdchen nicht zu übermüden, ausgestiegen und stampfte neben dem Schlitten her. Ich konnte ja bald wieder zwischen Pelzen sitzen. Hinter mir fuhr ein sibirischer Bauer, der hatte sich im letzten Dörfchen mir angeschlossen, er wollte gleichfalls nach Ilansk. Es war bitter kalt. Die Sonne stand strahlend über dem Land, der Himmel war blau und völlig wolkenlos. Die Sonne aber wärmte nicht, sie machte die Kälte nur noch fühlbarer.

Der Schnee stak in meinen Stiefeln, zwängte sich durch alle Nähte der Schuba, und wenn das Pferdchen in eine Schneewehe geriet und sich keuchend hindurcharbeitete, stäubte eine trockene, flimmernde, glitzernde Schneewolke auf.

Um uns dehnte sich das Land. Die Flächen, auf denen die Sonne lag, dehnten sich in blendendem Weiß. Die Hänge mit den Schatten — lagen in tiefsem Blau. Der schüttere Wald des Kan-Tales lag längst

hinter uns, jetzt erhob sich zu unserm Aukn die Taiga, der sibirische Urwald, er stand wie eine Wand.

Auf einmal wurden die Pferde unruhig, schnaubten leise, blieben stehen, weigerten sich, weiterzugehen. Ich sah mich nach dem Bauern um, — seine Augen in dem bärtigen Gesicht hatten einen verstörten Ausdruck angenommen.

„Wskil!“ rief er entsetzt. Ich werde den merkwürdigen Klang des Buchstabens l in diesem Wort nie vergessen. Er hatte mit unserem deutschen l gar keine Ähnlichkeit mehr, er traf dick, plump, und wie von einer schweren gequollenen Zunge mühsam gewälzt, an mein Ohr.

„Wölfe! Nun wenn schon!“ sagte ich ahnungslos und sorglos lächelnd, „Wölfe habe ich schon zu Hunderten getroffen.“ — Das war an sich ja eine unverschämte Übertreibung, es waren sicherlich nicht mehr als zehn insgesamt gewesen — „Wölfe? das ist doch ein ganz feiges, scheues Gesindel, das sich verkriecht, wenn es einen Menschen nur von weitem wittert! Ich bin doch schon seit Mai in diesem gesegneten Lande und kenne mich aus!“ Der Bauer starrte mich grünen Jungen eine Weile fassungslos an.

„Wölfe im Sommer“, keuchte er, „da sind sie ja zahm wie Hunde!“

Plötzlich starrte er nach dem Waldrand, ich sah, er wurde trotz der Kälte bleicher. „Dort!“ In einer Entfernung von etwa 200 Metern bewegten sich schmale, dunkle Körper im Schnee, einer, zwei, drei, vier, sieben! Das waren Wölfe, kein Zweifel!

Jetzt ein Gewehr haben! Aber ich hatte nicht einmal eine Pistole bei mir. In bodenlosem Leichtsinn hatte ich sie in Tlansk zurückgelassen.

Die Wölfe wandten keinen Blick nach uns, schnürten eine Weile am Saum der Taiga hin und verschwanden wieder.

„Na, siehst du, du Dummkopf“, sagte ich, „sie haben Angst vor uns.“

Der Bauer schüttelte den Kopf.

„Sie haben uns nicht gewittert, Barin. Der Wind steht günstig für uns. Bis zum nächsten Dorf sind es noch vier Wjorst. Die Schellen von den Pferden! Wenn die Klepper nicht laufen wie die Schneehasen .“

Er verstummte, ich sah, er hatte eine abergäubische Angst, das Fürchterliche auch nur in Worten herauszubeschwören.

Auch mich packte eine Unruhe. Das Geläute war bald von der Dugà, dem Krummholz weggetan und im Schlitten verstaut. Wir wickelten uns in die Decken, trieben die Pferde an. Unruhig ließen sie los.

Da, kurz vor der Höhe, kam aus dem Walde das langgezogene Hungergeheul eines Wolfes, wie ich es heute mittag zum erstenmal wieder hörte und wie wir es jetzt den ganzen Winter über wieder nicht mehr los werden sollten.

Ich kann mir nicht helfen, für mich klingt es immer wieder unsagbar grausig und gespenstisch, und es gibt keine Gewöhnung daran.

Damals, als ich es zum erstenmal ganz in der Nähe gehört hatte, erhob sich antwortend ein

Dutzend gleicher Töne ferner und näher. Es war, als ob der Wald in der beginnenden Abenddämmerung selbst aus Hunderten von Kehlen einen unbeschreiblich klagenden Gesang angestimmt hätte. Nun war meine lächerliche Überlegenheit und Selbstüberhebung mit einem Schlag dahin. Die Peitsche sauste einmal nur über das Pferd! Dann war die Höhe erreicht, und nun ging es in einer atemlos wilden Jagd herab, immer an der Taiga entlang, von Zeit zu Zeit durch vorspringende Birkenwäldchen, immer in dem gleichen sinnverwirrenden, atemraubenden Tempo.

Der Schnee sprühte und schlug mir in scharfen, brennenden Wolken ins Gesicht. Hinter mir keuchte das Pferd des Bauern, das blieb mit weitvorge-
strecktem Halse und fliegender Mähne so dicht auf, daß ich manchmal den heißen Atem aus seinen Nüstern zu verspüren glaubte.

Da hörte ich hinter mir die schreiende Stimme des Bauern:

„Schlag zu! Sie kommen! Sie kommen! Die Peitschel Schlag zu!“

Ich warf mich herum. Hinter uns, noch mehrere hundert Meter weg, kam eine Rottweilergesellschaft herangejagt, zwanzig, dreißig Tiere vielleicht. Ich hatte erst geglaubt, sie seien schon bei uns. Jetzt verstand ich: auf mein Pferd sollte ich einhauen. Aber wozu? Das gute Tier jagte ohnehin, von der tausendmal bösern Peitsche wilder Todesangst gehetzt. Es jagte, daß der Schaum von seinem geifernden Maul flog. Wie gut, daß ich es geschont



hatte und nicht wie der Bauer bergen im Schlitten sitzen geblieben war.

Das Rudel kam langsam näher. Etliche Wölfe waren seitwärts ausgebrochen und versuchten offensichtlich, uns zu überholen und uns von vorn den Weg abzuschneiden.

Der Bauer blieb mit seinem Schlitten Meter um Meter zurück. Wie rasend hieb er auf sein schweißnasses Tier.

Die Landschaft flog an uns vorüber. Wenn der nächste Waldvorsprung uns die Sicht frei gab, mußte das rettende Dorf vor uns liegen. Ich drehte mich halb um. Das kurze kläffende Bellen des Rudels klang schon verwünscht nah.

Der Bauer war fast zwanzig Meter zurückgeblieben und die ersten Wölfe waren kaum noch dreißig Meter von ihm entfernt.

Er hatte sich tief in den Schlitten vergraben, schwang seine Peitsche, Schlag klatschte auf Schlag, unaufhörlich, und dazwischen das Schreien, — das Schreien kam aus dem Bauern fast wie das Heulen der Wölfe, es hatte nichts Menschliches mehr an sich.

Da hörte ich vor mir einen gellenden, hellen Ruf. Ich riß mich herum. Eine Frau stand am Weg, hielt ein fast vierjähriges Kind mit erhobenen Armen mir hin. Was sie rief, blieb unverständlich, aber es war klar, was sie wollte: ich sollte das Kind mitnehmen.

Ich riß die Zügel zurück. Einen Augenblick stockte die wilde Jagd, kaum merklich — doch es genügte gerade, daß ich das schreiende Mädchen in den

Schlitten reißen konnte — da jagte das Pferd von neuem, jetzt gänzlich verängstigt, los.

Die Frau wird zu dem Bauern springen, zuckte mit ein beruhigender Gedanke durch den Kopf. Zudem hörte ich das Geheul der Wölfe, das noch einmal wild zusammenbellte, zurückbleiben.

Da lag auch schon das Dörfchen vor mir. Die feigen Bestien, dachte ich, wagen sich doch nicht so nah an das Dörfchen heran!

Wenige Augenblicke später war ich im Dorf. Das Pferd blieb stehen, mit fliegenden Flanken, es dampfte.

Ich sprang vom Schlitten, warf dem Tier eine Decke über, da kam auch schon das Gefährt des Bauern hinter mir an.

Ich stürzte auf seinen Schlitten zu. Der Bauer war allein!

Als ich über ihn herfiel, ihn rüttelte, ihn anschrie, wo die Frau sei, sah er mich verständnislos an: „Sie war ja nicht aus meinem Dorf!“ Das war alles, was er mir zu sagen wußte. Und es war für den Sibiriaken bezeichnend genug.

Ich schrie das Dorf zusammen. Eine halbe Stunde später waren wir wieder am Weg, an jener Stelle, wir fanden nur noch einen Schuh, in dem noch der Fuß steckte. . .

„Siehst du, lieber Imquill“, schloß ich, „seit jenem Tage habe ich nie mehr verächtlich von Wölfen gesprochen. Und immer wieder geht mir das scheußliche Geheul an die Nerven.“

Jedenfalls war es mit einer Genugtuung und Balsam für meinen gekränkten Ehrgeiz, daß Imquill

die Pferde näher am Feuer ankoppelte und nun seinerseits und ganz von selbst vorschlug, abwechselnd die Nacht über zu wachen. Das Feuer durfte unter keinen Umständen ausgehen. Das war das einzige Mittel, uns die Wölfe bestimmt vom Leibe zu halten.

Imquill hatte die erste Wache. Als ich ihn einige Stunden später ablöste, schien das ganze Tal des Ob von dem schauerlichen, endlos gezogenen Geheul und dem abgehackten Bellen der Wölfe erfüllt.

Die Mondscheibe stand am Himmel und goß ein zauberhaftes Licht auf die weiße, schimmernde Welt, am Samtblauen Himmel flimmerten die Sterne mit ihrem hellgrünen, unruhigen Licht.

Die Wasser des Ob zogen mit einem nächtlichen, schier unterirdischen Rauschen vorbei, die treibenden Eischollen knirschten, aus dem nachtschwarzen Walde kam tief und brausend, an- und abschwellend das Rauschen der uralten Tannen und Fichten.

Vor dem Zelt brannte und knisterte das Feuer, es warf einen tanzenden, unsicherer Schein rings um unser Lager.

Die Wölfe heulten, das Eis knirschte, im Traum schnaubten die Pferde oder scharrten mit den Hufen im hartgefrorenen Schnee. Langsam wanderte der Mond weiter.

Die Stunden verrannen. Nichts geschah.

Als der Tag graute und das höllische Konzert der Wölfe verstummt war, bekamen wir neuen Mut, wir waren der wilden, menschenleeren Odnis noch zu

sehr entwöhnt. Wir wollten noch zwei bis drei Tage an diesem Lager bleiben, und es müßte merkwürdig zugehen, sollten nicht bei unserm Weitermarsch ein paar ausgesuchte Wolfsfelle in unseren Gepäckschlitten liegen.

Das erste beklemmende und lähmende Gefühl der Bedrückung war glücklich überwunden.

Die Jagd konnte beginnen.



Als wir Alexandrovskij erreichten, war es Ende November. Wir hatten acht Tage mehr gebraucht, als wir es in unseren Plänen vorgesehen hatten. Das kam daher, daß wir uns gelegentlich einer Jagdstreife in den Bergen des Ob böse verirrt hatten.

Aus der Wolfsjagd, von der wir uns so viel versprochen hatten, war aber immer noch nicht viel geworden. Wir hatten Pech. Ein kleiner Witterungsumschwung war eingetreten, es taute, dann zog der Frost wieder an, und die Wolfsbestien hetzten das Rehwild, das durch die dünne Eischicht immer wieder durchbrach, mühelos zu Tode. Ist der Wolf aber gesättigt, dann ist er maßlos feige, und der Jäger darf von Glück sagen, wenn er überhaupt einen Wolf nur von ferne zu Gesicht bekommt.

Nun, wir grämten uns über dieses Pech nicht allzu sehr. Der sibirische Winter ist lang, und wir würden schon noch zu Schuh kommen. Vorläufig konnten wir wenigstens unseren Weg fortsetzen; der machte uns trotz Kompaß und Karten soviel

Schwierigkeiten, daß wir uns entschlossen, in Alexandrovskij einen landkundigen Führer zu suchen. Der sollte uns durch das Bergland bis Minusinsk am Jenissei bringen.

Da bot sich uns ein junger Sibiriak an — er war ein wenig bleich — aber schaffen könnte er, was wir von ihm wollten. Da wir in der vergangenen Zeit mit unserem Kartenmaterial allerhand trübe Erfahrungen gemacht hatten, nahmen wir ihn schließlich doch. Er hieß Fjodor Alexejitsch, er gab an, er sei 28 Jahre alt, aber er sah aus, als sei er schon Ende der Dreißiger. Er war ein guter Kerl, trotzdem hatten wir nicht allzu viel Freude an ihm, denn er geriet uns zu gerne über unsere kostbaren Weinbrandvorräte, die hierzulande doch nicht mehr zu erschätzen waren. Denn Schnaps war ein Artikel, der in Russland und Sibirien damals zu den streng verbotenen Genüssen gehörte. Wir hatten unsere Schnapskiste nur deshalb behalten dürfen, weil wir angaben, das Zeug nur zu „medizinischen Zwecken“ zu verwenden.

Leider ließ aber unser Fjodor Alexejitsch sich in der vierten Woche unserer Weiterreise einfallen, auch die Vorräte an reinem Alkohol, der zur Tierkonservierung vorgesehen war, allzu ausschweifend anzugehen.

Imquill und ich waren auf einer Streife in den Bergen, wo wir hofften, ein Bären-Winterlager ausfindig zu machen. Als wir zurückkamen, lag unser Gefährte mit einer regelrechten Alkoholvergiftung im Zelt. Wir hielten ihn erst für tot. Es

dauerte drei Tage, bis er auch nur halbwegs wieder zu sich kam. Als er endlich wieder auf den Beinen stehen konnte, sah er aus, als sei er eben aus dem Grabe erstanden. Im nächsten Dorfe, das wir durchfuhren, ließen wir ihn zurück. Da wollten wir doch lieber allein reisen.

Inzwischen hatten wir eine bescheidene Anzahl Wölfe erlegt, aber nach den ersten Erfolgen reizte uns die verhältnismäßig billige Beute nicht mehr. Uns stand der Sinn nach Größerem. Wir wollten einen Bären. Wir frugen bei den Bauern, aber alle Liebesmüh war vergebens. Geld und gute Worte fruchteten nichts: sie hatten kein Lager „zu verkaufen“. Ob ihnen wirklich keines bekannt war, oder ob sie, wie das vielfach der Fall ist, ihre alten Jägerfreunde hatten, für die sie die Lager geheimhielten, das konnten wir nicht entscheiden.

Jedenfalls dauerte es noch viele Wochen, bis uns das Jagdglück hold war und uns einen Bären in den Weg führte, wenn auch unter nicht gerade angenehmen Umständen. Und das kam so.

Von Kansk, der nördlichsten Station der transsibirischen Bahn, waren wir den Kan aufwärts geritten. Es war im Vorfrühling und noch höllisch kalt. Ein Glück nur, daß die Nächte fast windstill waren. Jeden Morgen aber erhob sich ein schneidend der Wind mit wilden Schneestürmen, wie er in Sibirien den Frühling einleitet. Der zerschnitt uns das Gesicht wie mit glühenden Messern.

Wir atmeten auf, als wir uns dem Saingebirge näherten, denn nun schloß sich der lichtere Baumwuchs des Kan-Tales immer mehr zusammen. Der

schwarze Urmän, der sibirische Nadelurwald, nahm uns auf und schützte uns einigermaßen gegen den peitschenden Wind.

Es war am sechsten Tage nach unserer Abreise von Kansk. Wir mochten etwa 180 Wjorst zurückgelegt haben und hatten gerade erfolglos einige Stunden an einem ins Eis gehauenen Loch im Kan gefischt, da kamen wir in eines der kleinen Dörfer, die nur aus ein paar Häuschen bestehen, doch fanden wir die Bauern, die sonst so gleichgültig sind, in heller Aufregung. Ein Bär hatte das Dorf heimgesucht, war in einen Stall eingebrochen und hatte eine Ziege geschlagen. Gospodin Sochrani, der Herr erbarme sich unser, „Mischka“ war aus seinem Winterschlaf erwacht, war klapperdürr und hatte einen grausamen Hunger. Was sollte aus den armen Bauern werden. Dabei hatte vor acht Tagen erst eine Wölfin mitten aus einem Bauernhöfe ein Kind geholt!

Imquill fing an, unruhig zu werden. Ein Bär! Das war ja herrlich! Ich redete ihm schon viel zu lange! Am liebsten wäre er gleich querseldein geritten.

Indes erwies sich meine Hoffnung, den Bauern wäre das Winterlager Mischkas bekannt, als trügerisch. Wir fanden aber, als wir um das Dorf herumritten, die Fährte des Bären. Das mußte ein ganz prachtvoller Bursche sein! Wir brachen auf.

Zwei Tage hatte es nicht mehr geschneit. Die Sonne stand kaltstrahlend am glasklaren Himmel. Nach einer Viertelstunde erreichten wir eine An-

höhe. Der Schnee war wie Staubzucker trocken, und der Wind trieb ihn in blitzenden Wolken vor sich hin. Hier hörte die Fährte gänzlich auf, sie war längst zugeweht.

Imquill — der sonst so sanftmütige Imquill — fluchte mörderisch. Was sollten wir tun? Schließlich beschlossen wir, nach links und rechts getrennt in spitzen Winkel auf einen Wald zuzureiten, der vor uns lag; dort wollten wir den Boden absuchen. So machten wir es denn auch! Raum war ich unter die riesigen Föhren, Lärchen und Pichtas (sibirische Edeltannen) gekommen, kaum hatte ich begonnen, Imquill zuzureiten und im windgeschützten Waldinnern nach der Fährte zu spähen, da hörte ich meinen Gefährten schon ein freudiges Halloh anstimmen. Im Nu war ich bei ihm, ich fand ihn verzückt, er lag über Meister Petzens umfangreiche Fußspuren gebeugt. Die Spuren wiesen in gerader Linie wald- und bergwärts — es war eine prachtvoll ausgeprägte Fährte, die konnten wir nicht mehr verlieren, wenn es nicht dem Himmel einfiel, uns wieder einmal mit Schneemassen zu überschütten. Aber danach sah es nicht aus.

Eine ganz ungeduldige, aufregende Verfolgung begann. Unsere braven Ronnijes, struppige isabellfarbige Sibirenpferdchen, suchten sich wacker ihren Weg. Von Zeit zu Zeit, wenn das Unterholz zu dicht wurde, stiegen wir ab und bahnten einen Weg. Wir kamen vorwärts, wenn unserer Ungezügeln auch viel zu langsam. Unser Packpferd folgte geduldig.

Stunde um Stunde verging. Die Fährte führte

vor uns her, in fast gerader Richtung, zwisch'nen den Baumriesen hin, kletterte einen Berg schräg hinauf und lief jenseits des Kammes ins Tal.

Es fing an, dunkel zu werden. Wir hatten gehofft, Michael Iwanowitsch, wie die Russen den Bären nennen, noch an diesem Tage aufzustöbern. Nun, um so sicherer würden wir ihn morgen vor die Büchse bekommen. Immethin, solange die Fährte noch lesbar war, wollten wir folgen.

Als wir die Talsohle erreichten, zog dort ein vereister Bach in zahllosen Windungen. Es war so dunkel geworden, daß wir fürchten mußten, die Spur völlig zu verlieren. Zudem gab das windgeschützte Tal einen ausgezeichneten Lagerplatz ab. So stiegen wir aus unseren Sätteln, banden die Pferde an. Bald brannte ein Feuer; das Holz der sibirischen Birke brennt ja ungemein leicht. In einer halben Stunde stand unser Zelt bereit, ringsum hoch mit Schnee, der warmhält, in dicker Schicht bedeckt.

Die Zeltnächte in der Taiga werden mir immer unvergeßlich bleiben.

Im Nachtdunkel standen die Tannen und Zedern gegen den sternübersäten, samtblauen Himmel, durch das Geäst zog ein leises, an- und abschwellendes Rauschen. Im Schwarz des Waldes knackte es, dort jagte das Nachtgetier, sein Geschrei kam in unser Zelt, das stand einsam und verlassen in der unendlichen Odnis. Immer wieder erhob sich das schauerliche Hungergeheul der Wölfe, langgezogen, klagend und wild, bald nah, bald ganz fern. Vor dem Zelt am Feuer standen

unsere Pferde, scharrten träumend im Schlaf den hartgefrorenen Schnee oder schnaubten leise; wir lagen in unsere dicken Schafpelze gehüllt, wechselten noch ein paar Worte, die waren unwillkürlich nur geflüstert, — dann schloß uns der Schlaf die übermüdeten Augen.

Wir hatten so wohl eine Stunde gelegen, da wurden unsere Pferde unruhig. Wir waren gewöhnt, sozusagen mit wachen Ohren zu schlafen, und so fuhren wir beide sofort auf. Sollten trotz des Feuers Wölfe in der Nähe sein?

Da hörte ich dicht neben mir am Zelt ein Scharren. Der Schnee wurde draußen weggekratzt. Die Zeltwand bog sich scharf angespannt nach innen. Was konnte das sein? Sollten wir schießen? Wer weiß, was für ein harmloses Urwaldwesen am Zelt seine Kletterkünste versuchte. Ein Schuß konnte unsern Bären, auf den wir es abgesehen hatten, vergrämen, wenn er überhaupt noch in der Nähe war. Er konnte auf Nimmerwiedersehen abtrollen. Ach was, es wird sich schon herausstellen, wer so spät bei uns Einlaß begehrte. Ich schlug mit der Faust gegen die Zeltwand. Da! — ein lautes, böses, zorniges Brummen! Ich fuhr entsetzt in die Höhe: Der Bär!

Ich gestehe, das völlig Unerwartete dieser Begegnung machte mich für einen Augenblick fassungslos. Einen Augenblick hielt ich uns für verloren, — das zuckte so wie ein Blitz durchs Gehirn. Durchs Zelt aufs Geratewohl zu schießen, wäre Wahnsinn gewesen. Aber auch so konnte der Bär jeden Augenblick mit einem einzigen Schlag das

Zelt einreißen und uns in Fetzen schlagen, ehe wir an Schießen auch nur denken konnten.

Da schlug von draußen Licht herein. Imquill hatte die vordere Zeltspanne aufgehoben, war zum Feuer gesprungen und hatte zwei lange, brennende Holzscheite aufgegriffen. „Rausl“ schrie er, „Schießl“ Das gab mir die Besinnung wieder. Mit einem Satz war ich aus dem Zelt, — hatte die entsicherte doppelschüssige Büchse bereit.

Jetzt sah ich den Bären um das Zelt herumkommen. Unsere Pferde hatten sich längst losgerissen und rasten ins Dunkel. Imquill holte weit aus und schleuderte einen der Feuerbrände nach der Bestie. Er traf auf die Schnauze. Der Bär erhob sich mit einem Ruck auf seine Hinterpranken, kam unter bösem Brummen auf uns zu. Ich riß das Gewehr hoch und schoß — schoß in die Gegend, in der sein Herz sein mußte.

Der Bär zuckte kaum zusammen. Imquill hob das Wirkensscheit wie eine Fackel. Jetzt war ich, im Augenblick der Gefahr, eiskalt. Alle Erregung war verflogen. Vier Schritte mochte der Bär noch entfernt sein, da erhielt er die zweite Kugel in den Rachen.

Das Untier stand einen Augenblick still, tappte dann vorwärts. Hatte ich fehlgeschossen? Warum fiel der Bär nicht? Mit einem gurgelnden Brummen kam er näher. Neu zu laden, dazu war keine Zeit. Imquills Gewehr lag im Zelt. Fottig, mager, riesengroß kam das Tier heran. Die kleinen tückischen Augen funkelten rot und angelaufen im Fackellicht, die Nase hatte er hochgezogen, so daß

das fürchterliche Gebiß freilag. Der Anblick war doch zu viell Wieder überkam mich ein sinnloses, lähmendes Entsetzen.

Da stand Jmquill neben mir, schleuderte den zweiten Feuerbrand gegen den Kopf des Riesen, packte mich am Arm, schrie etwas, dessen Sinn mir nicht aufging, und riß mich fort. Was mich aus dieser Starre riß, — ob die schreiende Stimme Jmquills, oder sein jähes schmerzendes Zugreifen am Arm, das weiß ich nicht, jedenfalls lief ich jählings, lief, als seien tausend Bären hinter mir her, bis mich Jmquill zur Seite warf und gegen einen Baum drängte. Ich kehrte mich um und sah zu meinem Erstaunen, daß wir kaum zwölf Meter weit gelaufen waren.

Der Bär kam immer noch aufrecht auf uns zu. Jmquill hatte sein langes Jagdmesser gezogen, ohne Besinnung, wie eine Maschine, tat ich das gleiche. Da, kaum fünf Schritte vor uns, blieb der Bär wie erschöpft stehen, der schwere Körper schwankte ein paarmal hin und her, dann brach er zusammen.

Wir warteten noch ein paar Minuten, indes eine wilde Freude über uns kam. Der Petz rührte sich nicht mehr.

In dieser Nacht war an Schlaf nicht zu denken. Abgesehen davon, daß die maßlose Aufregung der letzten Minuten und der Triumph über die prachtvolle Jagdbeute auf Stunden den Schlaf ferngehalten hätte, wir hatten jetzt ja den Bären auszuweiden, die Decke abzuschärfen. Das gab schwere Arbeit. Als wir schließlich soweit waren und die

Innenseite des Felles nach Art der sibirischen Jäger mit einer Mischung von Holzasche und Bärenhirn eingerieben hatten — das Fell verliert sonst die Haare — sieh, da hatten auch unsere braven Pferde, wahrscheinlich aus Angst vor den Wölfen, wieder den Weg zu unserm Feuer zurückgefunden.

Heute ist mir aber nach so mancherlei Erlebnissen mit Bären immer noch rätselhaft, daß das Tier nicht eines unserer Pferde riß, ohne sich um uns zu kümmern. Vielleicht kam es daher, daß er das Feuer scheute oder keinen Wind von den Pferden hatte? Oder aber, und das scheint mir zuweilen noch wahrscheinlicher, — wir hatten vom letzten Tag noch das frische Fleisch eines halben Rehbocks im Zelt liegen, hatte er das gewittert? Wer sollte das mit Bestimmtheit sagen können?



Wenige Tage später, als wir an einem Wasserloch fischten, das wir ins Eis des Kanflusses geschlagen hatten, leider wie schon so oft völlig ergebnislos, denn weder die Maränen noch die Omule zeigten die geringste Lust anzubeißen, tauchte plötzlich vor uns eine sonderbare Gestalt auf, ein Kerl mit zerlumpter und zerschlissener Schuba, d. i. eine Schafpelzjacke, mit unnatürlich großen, fieberglänzenden Augen in einem Gesicht, das seit Wochen wohl nicht rasiert war; die Haut spannte sich über vorspringende Backenknochen erschreckend bleich und gelb. Wir waren es gewöhnt, bei jedem noch so geringfügigen Anlaß für alle Fälle

zum Gewehr zu greifen, so nahmen wir auch jetzt unsere Büchsen auf. Aber der Kerl hob uns seine beiden Handflächen entgegen und bekreuzte sich dann ein ums andere Mal. Dabei stand ihm auf den Lippen ein unsagbar trauriges Lächeln, hilflos und wie gestorben. Es ergab sich dann, daß es sich um einen aus dem Kansker Tjurma, dem Zuchthaus, entflohenen politischen Sträfling handelte, der versucht hatte, über einen der Pässe des Saiangebirges über die mongolische Grenze zu entkommen. Aber die Grenze war abgesperrt, dicht besetzt mit Posten, die an jeder nur möglichen Übergangsstelle in Blockhäusern hausen, monatelang, bis sie wieder abgelöst werden.

Viele Tage hatte der Armste, nachts in einer Schneehütte schlafend, an der Grenze wie ein gefangenes Tier vor seinen Käfigstäben nach einem Ausweg gesucht. Hunger, Erschöpfung und die Angst vor den Wölfen hatten ihn wieder zurückgetrieben.

Der Mann tat uns leid. Wir nahmen uns seiner an, überließen ihm einen unserer Ersatzanzüge, schenkten ihm ein Paar Walinki, ein Paar Silzstiefel, fütterten ihn und ließen ihn die Nacht über in unserem Zelt schlafen. Semjon Pawlowitsch Pjetroff, wie er sich vorstellte, erwies sich so rührend dankbar, daß wir es auch in den nächsten Tagen nicht übers Herz brachten, ihn wieder dem Schicksal zu überlassen.

Aber noch in diesen Vorfrühlingstagen am Kan harrte unser eine große Überraschung. Bei einer Jagdstreife trafen wir einen vornehmen, fast

kostbar gekleideten Herrn. Es stellte sich bald heraus, daß er Mitglied einer großen archäologischen Expedition war. Er nahm uns mit in das Lager seiner Gefährten.

Die Expedition, die schon seit Monaten unterwegs war und einer Runde von bedeutenden eiszeitlichen Funden in Sibirien nachspürte, bestand aus drei Russen, aus dem Amerikaner Mac Donaugh, dem Norweger Svendsen, der aber nur mehr durch seinen Namen noch seine Abkunft verriet — dann waren noch zwei sehr weise und würdig aussehende ältere Herren dabei, deren Namen ich vergessen habe, ferner drei Studenten, die als Sekretäre dienten. Dazu kam ein halbes Dutzend Chinesen, die sie in Charbin gemietet hatten. Die Truppe hatte in der Nähe des Flusses Lager bezogen und Blockhäuser gebaut, sie gedachten, bis zum Spätherbst hier zu bleiben.

Wir waren überglucklich, hier in der Wildnis richtige, lebendige Menschen zu treffen, die uns von der großen Welt draußen erzählen konnten. Wir waren rasch die besten Freunde geworden. Besonders Mac Donaugh war ein prächtiger junger Kerl, den wir ob seiner Eitelkeit weidlich soppten — er rasierte sich täglich so sorgfältig, als ginge er zum Ball. — Immer war er vergnügt und aufgeräumt, und wenn er abends Geschichten aus seinem früher so wohlbehüteten Leben zum besten gab, so konnten wir vergessen, daß wir in der endlosen Schneewüste Sibiriens steckten, hätte uns nicht schließlich das allnächtliche Konzert der Wölfe eines Bessern belehrt.

Nun, auch wir, Imquill und ich, kamen den Leuten gerade recht. Als sie erfuhren, daß wir als Jäger und Forsther — besonders die Tierwelt der sibirischen Flüsse, die noch kaum erforscht war, hatte es uns angetan — die Wildnis durchstreiften, da war der gute Mac Donaugh begeistert. Wir sollten für sie jagen und ihnen Frischfleisch besorgen, alles andere hätten sie selbst, sagte er, und dafür sollten wir bei ihnen wohnen und uns an ihren Schätzen gütlich tun. Da wir noch zwei Monate am Kan bleiben wollten, sagten wir für diese Zeit zu.

Der Bund wurde am Abend mit allerhand scharfen Sachen begossen, und wenn die Haltbarkeit unserer Freundschaft mit der Größe unserer Räusche im Zusammenhang stand, dann mußte das ein Bund für das Leben sein. Um Mitternacht herum scheinen Imquill und ich zu alledem noch schauerliche Dinge von unsren früheren Jagdfahrten in Alaska erzählt zu haben, auch war unser erster sibirischer Bär scheinbar nicht vergessen geblieben, — kurz und gut, als wir andern Tags auf eine dreitägige Jagdfahrt kanaufwärts wanderten, um etwa vierzig Wjorst vom Lager entfernt unser Zelt aufzuschlagen, war die ganze Expedition überzeugt, daß wir geradezu Berge von Hirschen, Rehen, Luchsen, Auerhühnern und Bären erlegen würden, und daß es dann Frischfleisch gebe auf viele Wochen.

Aber nach drei Tagen pilgerten wir unserm Zelt mit hängenden Köpfen zu. Aus dem Berg Wild war nichts geworden, ja, wenn man es bei Licht besah: wir hatten nicht einmal einen einzigen

Schuh getan. Dabei rumorte uns der Hunger selbst mächtig im Gedärme. Denn immer nur von „Sutchari“, den Brotstücken, die auf dem Feuer geröstet werden, und von Tee leben, dabei tagelang auf und ab auf den Beinen sein — nein, aufrichtig gesagt, ein Genuss war das nicht.

Dabei gab es wohl jagdbares Wild genug. Aber es hatte in den letzten Tagen ein wenig getaut, dann war es wieder kälter geworden und der aufgetaute Schnee war wieder gefroren. So klirrte jetzt der Boden unter den Füßen, als trample man in einem ganzen Glasladen von Kristallscherben. Undenkbar, daß — wie wir herkamen — im Umkreise von ein paar hundert Metern ein Stück Wild nicht flüchtig wurde. Es war zum Haarausraufen.

Nun sahen wir schon von weitem die Schneepyramide unseres Zeltes. Ach du lieber Gott! Jetzt fiel uns auch der arme Semjon Pawlowitsch wieder ein, der wohl noch im Zelt lag. Aber vor unserer Lagerhütte stieg Rauch auf. Der Russe hatte wohl schon für das Feuer gesorgt, an dem ein Teil unserer reichen Beute schmoren sollte!

Imquill ärgerte sich schon im voraus über das Gesicht unseres Schütlings. Doch, der stand ergeben lächelnd vor dem Zelt. Semjon Pawlowitsch hatte uns erwartet, heißer Tee stand bereit, und — o Wonne — unter der Glut und Asche des Feuers schaute sehr verheißungsvoll der ansehnliche Schwanz eines Fisches hervor, den der Russe gefangen und auf sibirische Art zubereitet hatte. Das macht man dort so: Nachdem die Eingeweide her-

ausgenommen sind, wird der Fisch gesalzen und in ein dick mit Butter gestrichenes Papier eingeschweckt. So legt man ihn unter die Holzasche und überdeckt ihn mit Glut. Dann bleibt er liegen bis zum Garwerden, das schmeckt köstlicher als ein mit allen Künsten, Würzen und Kräutern in europäischer Rüche zubereitetes Fischgericht.

Es war ein Tschokor, über sieben Pfund schwer. Habe ich gesagt, daß uns die Gedärme knurrten? Ich sage es lieber noch einmal, damit sich niemand wundert, daß von den sieben Pfund nichts übrig blieb.

Behaglich streckten wir uns dann nach der getanen Arbeit auf unsere Felle. Im Zelt war es mollig warm. Semjon Pawlowitsch, der sich immer mehr als eine wahre Perle herausstellte, machte sich noch draußen zu schaffen, holte Holz, schichtete es in Stößen neben dem Zelt auf, kochte neuen Tee und stellte den Kessel schweigend neben uns, mit immer gleichem Lächeln der Dankbarkeit und Ergebenheit. Wir haben nie bereut, ihn zu uns genommen zu haben. Fast drei Jahre lang war er uns ein treuer Gefährte, der uns als Führer unbezahlbare Dienste geleistet hat, und ohne den wir aus mancherlei Gefahren sicherlich nicht wieder herausgekommen wären.

Es war dunkel geworden. Semjon Pawlowitsch hatte die Absicht geäußert, mit Sot und Holzfackel noch am Wasserloch nach Fischen zu stechen. Mochte er! Vielleicht hatte er Glück und wir hatten wenigstens etwas für Mac Donaugh. Die

Rjäta, eine sibirische Lachsart, begann schon in Scharen flussaufwärts zu ziehen.

Plötzlich kam Semjon Pawlowitsch wieder herein gestürzt. „Wlki“ „Wölfe“ — stieß er heraus. Wir fuhren auf. Sollten diese Biester, die Nacht für Nacht in der Taiga rings um uns heulten, sich wirklich so nahe heranwagen? Wir griffen zu den Gewehren. Aber Semjon Pawlowitsch hielt uns zurück. „Nicht schießen, Euer Hochwohlgeboren! Nicht schießen!“ flüsterte er. Wir sahen ihn fassungslos an. Warum? Mit ein paar Schüssen hätten wir die hungrigen Bestien schon erledigen und verjagen können. Bis zum Feuer am Zelt zu kommen, getrauten sie sich ja ohnehin nicht.

Aber Semjon Pawlowitsch wehrte ab. Er habe, als er heute mittag stromabwärts zum Fischen gegangen war, eine starke Rotte von wüsten laut lachenden Gesellen im Walde gehört. Er schwöre, es seien Taigaräuber gewesen.

Verwünscht! Ich kannte diese Banden zwar nur vom Hörensagen. Aber schon die Hälfte des Gehörten konnte genügen, auch einem beherzten Menschen die Haare zu sträuben. Vor wenigen Wochen war erst eine Grenzwache aus zwanzig Mann in ihrem Blockhaus überfallen und ermordet worden, einen Tag, nachdem sie die alte Wache abgelöst hatte, wie dies oft genug geschieht. Denn an diesem Tage finden die Räuber neue Lebensmittel und vor allem neue Munition.

Wir stellten unsere Gewehre wieder still und bescheiden in die Ecke und ließen Wölfe Wölfe sein.

Sie waren uns hundertmal lieber als eine der Tatarenbanden, die mit desertierten russischen Kosaken und Raubmördern jahraus, jahrein in der Taiga leben, Dörfer plündern, jagen, rauben und jeden ermorden, von dem sie nur zehn Kopeken erhoffen.

Wir beschlossen abwechselnd zu wachen und das Feuer zu besorgen.

Doch die Nacht verlief ohne Zwischenfall.

Als wir uns am Mittag des andern Tages dem Lager der amerikanischen Expedition näherten, schworen Herzens ob unserer erfolglosen Streife, sahen wir zunächst keinen Menschen. Plötzlich aber blieb Imquill wie angewurzelt stehen und starrte aus entsetzen, aufgerissenen Augen auf das Blockhaus, das zunächst vor uns lag.

Dort an der Wand hing ein Chines, mit einem langen Nagel durch die Kehle an einen Balken genagelt. Von den Oberschenkeln war das Fleisch heruntergerissen bis auf die Knochen, ein Unterschenkel fehlte ganz. Da wußten wir genug. Die Räuber hatten das Lager überfallen, die Wölfe hatten das Werk vollendet.

Die Schilderung der grausigen Einzelheiten muß ich mir ersparen. Jedenfalls lebte von unsrer Gefährten keiner mehr. Lebensmittel, Waffen und Munition, Pelze, Schuhwerk -- alles war geraubt. Stumm vor Entsetzen standen wir mitten in dem grauenvollen Bild. Ringsum die eisige Stille der grenzenlosen Odnis, und über uns strahlte die Sonne kalt vom wolkenlosen Himmel.

Plötzlich hörten wir Semjon Pawlowitschs

Stimme: „Jetzt weiß ich auch, warum die Kerle im Walde gestern so gelacht haben“, sagte er und sandte aus seinen großen dunklen Augen einen scheuen Blick nach uns herüber.

Wir schwiegen. Ganz abgesehen von dem Entsetzen und der Trauer um den Tod der Freunde, die uns so schnell lieb geworden waren, kam uns auch langsam zum Bewußtsein, daß der größte Teil unserer Ausrüstung, die wir schon in das Blockhauslager geschafft hatten, geraubt war. Was wir noch besaßen, waren unsere zwei Sibirienpferdchen und das allernotwendigste an Kleidung und Munition, kurz, das, was wir in unserem Jagdzelt bei Semjon Pawlowitsch zurückgelassen hatten.

An eine Weiterführung unseres Streifzuges, wie er uns von Anfang an vorgeschwebt hatte, war nicht mehr zu denken. Wie uns zumute war, läßt sich nicht schildern. Zunächst waren wir völlig geschlagen und fassungslos. Mein lieber langer Freund Imquill faßte zuerst wieder Mut. Wir durften die Reise nicht aufgeben. Es mußte auch so gehen. Wir würden eben vom Lande selbst leben, von den Erträgnissen der Jagd und des Fischfangs. Und unsere kleinen struppigen Pferde, die wie alle Sibirienpferde unglaublich genügsam waren, mußten sich ihre kümmerliche Nahrung selbst suchen. In kurzer Zeit war ja der Frühling da und dann war unser aller Los leichter zu tragen.

Wer weiß, vielleicht würden wir auch in dem reichen Goldlande Sibirien Gold finden? Und als uns Semjon Pawlowitsch mit Bestimmtheit

berichtete, daß am nächsten Fluß schon, den wir auf unserem Wege nach Osten treffen würden, am Tagul, vor dem Krieg Gold gewaschen worden sei, da hellte sich der dunkle Himmel unserer Zukunft merklich auf.

Nun kam die Zeit, in der wir uns Semjon Pawlowitsch erst richtig schätzen lernen sollten. Jetzt zeigte es sich, was in der Wildnis eines fremden Landes ein Mensch gilt, der mit allem vertraut ist und sich in tausend kleinen Dingen des Alltags zu helfen weiß.

In den ersten Tagen nach dem mörderischen Überfall der Taigaräuber aber wollte uns das „vom Lande leben“ gar nicht so recht gelingen. Imquill und ich zogen zwar immer voll Tatendrang in die schweigenden Urwälder des Kan. Die einzige Beute aber, die wir zurückbrachten, waren bestenfalls ein paar Tauben, einmal auch ein Birkhahn. Aber was war das für drei hungrige Leute?

Als wir wieder einmal mit leeren Händen und leerem Magen zurückkamen, gedachten wir es mit dem Fischfang zu versuchen. Bislang hatten Imquill und ich immer wieder mit der Angel gefischt. Das war ein undankbares Beginnen, da der Fluß noch völlig vereist war und die Löcher, die wir in die Eisdecke geschlagen hatten, unseren Künsten nicht viel Spielraum ließen.

Der Russe lächelte in solchen Fällen stets ein wenig bescheiden und nachsichtig. Er selbst fischte nur mit dem Ger, einer großen Gabel, die war vierzinkig, mit Widerhaken versehen, er hatte sie bei seiner Flucht aus Ransk mitgehen lassen. Der Fluß hatte

ihm auf seiner ganzen Wanderung bis zur mongolischen Grenze die Nahrung liefern müssen.

Der Ger wiederum war uns ein Greuel. Der weidgerechte Fischer benützt nur sein vorgeschriebenes sportliches Angelgerät. Bislang war immer noch zuviel weidmännischer Stolz in uns, und der ließ uns, auf des Russen Art zu fischen, verächtlich herabsehen. Wenigstens hielten wir, sowohl Imquill als auch ich, es für unsere Pflicht, uns das gegenseitig weiszumachen.

Aber Not bricht Eisen, und Hunger den stärksten Hochmut. Als wir von unserer ergebnislosen Jagd zurückkamen, lag der Retter in solchen Nöten, Semjon Pawlowitsch, im Zelt und schlief wie ein Baum. Er hatte den ganzen Tag in der Taiga Holz geschlagen. Dabei hatte er in seiner gutmütigen Art auch noch die Nacht über kein Auge zugetan. Die Wölfe rückten uns nämlich immer bedrohlicher auf den Hals und einer mußte wachen. Der Vereinbarung zum Trotz, daß wir abwechseln wollten, hatte uns der gute Kerl gar nicht geweckt, weil die Hochwohlgeborenen Herren tags vorher auf einer bösen Streife durch die Taiga sich ein wenig verirrt hatten und erst spät abends hundsmüde zurückgekommen waren. Die ganz Hochwohlgeborenen Herren, das waren wir. Und wir waren denn auch prompt erst wieder wach geworden, als die Sonne schon am Himmel stand und gewaltige Axthiebe uns weckten. Das war Semjon Pawlowitsch.

Das Herz, ihn jetzt zu wecken, hatten wir doch nicht.

Wie wäre es, wenn wir selbst es einmal mit dem Ger versuchten?

Es war schon dunkel. Mit der Angel war ohnehin schon nichts mehr zu wollen. Immerhin hielten wir es für geboten, uns voreinander in langen entschuldigenden Redewendungen zu ergehen, ob-schon ich sicher bin, daß Imquill, der jetzt so ent-rüstet tun konnte, ebenso gern einen Versuch machte wie ich. Nun, es kam wie zu erwarten war: als unglückliche Opfer der gewaltigen Not ergriffen wir den Ger, das heißt, Imquill hatte das Werk-zeug schon erwischt, so daß mir mit einigem Neid im Herzen nichts übrig blieb, als meinerseits den Beleuchtungsmeister zu machen und das flammende Vorkenschheit zu tragen.

Stolz marschierten wir zum Fluß, an das Loch im Eis, aus dem Semjon Pawlowitsch schon so manchen Zehnpfunder herausgestochen hatte.

Es war bitterkalt. Der Himmel stand klar und sternübersät über uns. Die Mondsichel tauchte eben über dem Schwarz der Taiga auf, die sich wie eine Wand links von uns erhob. Weidenbüschel hockten am Ufer wie reglose gespenstische Lebe-wesen, und am Wasserloch glückste von Zeit zu Zeit eine Welle.

Sonst kein Laut, bis die Wölfe ihr wildes trübseliges Geheul anstimmten, ohne das die sibirische Winternacht nicht denkbar ist, ein Geheul, das einen seltsamen, lähmenden Bann ausübt, den nie-mand vergessen kann, der je einmal einen Winter in Steppe und Taiga überstanden hat.

Die Fackel flammte und schwelte. Unsere Schatten

tanzen auf dem Schnee, der noch auf der Eisfläche lag. Über dem Schwarz des Wassers leuchtete die Flamme und lockte die Fische herbei. Wie die Entagsfliegen vom Licht angezogen werden, wie an den Leuchttürmen Tausende von Vögeln schwärmen und sich die Köpfe eintrennen, so treibt auch der geheimnisvolle Zauber der Flamme die Fische dazu, sich unter das Licht zu stellen. Da trifft sie der Ger und hält sie mit seinen Widerhaken unüberstehlich fest.

Wir warteten geduldig. Dann stieß nach einer Weile Imquill zu! — Nichts. Wir wechselten die Geräte und lauerten weiter. Aus dem nächtigen Urwald heulten die Wölfe. Manchmal glaubten wir das Blinken ihrer grünen Lichter zu sehen. Die Kälte brannte wie Feuer, die Hände wurden trotz der Pelzhandschuhe steif und die ungeschützten Gesichter glühten.

Nach einer Weile schien plötzlich, als hebe sich die Wasserfläche. Aus Leibeskräften stieß ich zu. Hohoh! Der Stoß saß! Am Schaft des Gers spürte ich einen fürchterlichen Ruck, der mich fast ins Loch warf, aus dem ich dann nicht wieder aufgetaucht wäre. Dann gab es einen Schlag, der in einem eisigen Spritzer Wasser über uns goß. Imquill bohrte den Schaft seiner Fackel in den Schnee und griff mit zu. Mit vereinten Kräften suchten wir, den Fang aufs Eis zu ziehen. Es gelang nicht. Was war das?

Der Ger hatte den Fisch in der Mitte, etwas hinter der Rückenflosse getroffen. Der Kerl aber war größer als das Wasserloch. Er war einfach nicht

herauszukriegen. Dabei entwickelte das Vieh geradezu unheimliche Kräfte. Wie Wilde beim Kriegstanz, so hüpfsten und sprangen wir um das Loch, um ihn überhaupt halten zu können. Jämer wieder schlug dabei eine Welle eisigen Wassers über uns hin, wenn sich der Fisch in verzweifeltem Kampfe wand.

Eine Viertelstunde verging. Unsere Kleider waren erst naß, dann wie Bretter gestoßen, unsere Handschuhe schienen Eisklumpen zu sein. Dabei brach uns allmählich unter der schweren Schuba, der Pelzjacke, der Schweiß aus. Und keine Aussicht, daß der Kampf zu Ende gehe. Erst hatten wir gehofft, der Fisch würde matt werden, allmählich dämmerte uns aber, daß wir sehr lange seinen Kräften nicht mehr würden widerstehen können. Was tun?

Da fiel es Imquill ein: Semjon Pawlowitsch zu rufen. Er solle das Gewehr mitbringen. Nach ein paar anständigen Schüssen würde sich der Kerl wohl sanfter benehmen und mit sich reden lassen.

Schon kam der Russe mit dem Gewehr gelaufen. Als er aber sah, um was es sich handle, lachte er. Das wollte er gleich haben.

Wir waren empört. Na, er solle sich nur auch einmal blamieren.

Wenige Minuten später aber hatte Semjon Pawlowitsch eine Weidenschlinge angefertigt. Mit der legte er sich auf den Bauch, dann suchte er im Wasser herum. Auf einmal riß er den Arm hoch, der Kopf des Fisches erschien im Loch. Hinter den Riemen saß die Schlinge. Der Russe sprang auf,

griff mit zwei Händen zu und warf sich zurück. Der Fisch flog hinter ihm aufs Eis. Dort bekam er alsbald das Messer ins Genick.

Es war eine Lachsart, die um diese Zeit in den Flüssen in hellen Scharen aufwärts wanderte. Der Fisch wog über anderthalb Pud, etwa fünfundzwanzig Kilo. Herrlich war die Zeichnung der zahllosen schwarzen Punkte auf dem Silbergrau und Zartrosa seiner Seiten.

Wir waren ja wohl ein wenig verlegen, als Semjon Pawlowitsch uns zu der prachtvollen Beute beglückwünschte. Aber wir lernten den Gebrauch des Gers doch noch, lernten vor allem, daß es wichtig ist, den Fisch in den Kopf oder noch besser, unmittelbar dahinter zu treffen. Nur so ist auch der größte Wasserräuber aus dem Wasser zu holen. Und diese Lehre war uns später, als wir auf dem Baikalsee mit dem Ger jagten, von unschätzbarem Wert.

Dieses kleine Erlebnis war ganz dazu angetan, unsere Stimmung, die schon nach dem Nullpunkt gesunken war, zu bessern. Dazu kam, daß wir zwei Tage später einen stattlichen Rehbock zur Strecke brachten, so daß wir der dringendsten Nahrungsorgen enthoben waren. Völlig vergnügt aber wurden wir erst, als wir in den ersten Maitagen in dem Bergücken, der uns gegenüberlag, eine Verloga (Bärenlager) entdeckten. Das Lager war zwar leer, aber an einem der nächsten Tage mußte es uns gelingen, Mischka vor die Büchse zu bekommen. So ritten wir eines Morgens siegesgewiß auf die Pirsch.

Der Schnee war im Tale schon geschmolzen. Das vorjährige Gras zog braun und dürr über die Steppe. Wir rechneten damit, daß in längstens vier Tagen das Eis des Flusses aufbrechen und der Eisgang beginnen werde, den die Sibiriaken in den Städten und Dörfern wie ein Fest feiern.

Schon jetzt war die Fläche mit Wasser überschwemmt, so hoch, daß es unseren struppigen Pferdchen bis an den Bauch reichte. Vorsichtig gingen sie vorwärts. Der Reiter kann und muß sich blind auf die Tiere verlassen. Langsam tasteten sie mit den Vorderhufen Schritt für Schritt ab, zauderten, gingen zurück und versuchten, ein paar Meter ober- oder unterhalb aufs neue weiterzukommen.

Es ist ein sonderbares Gefühl und nicht gerade angenehm, so hilflos dem guten Instinkt der Pferde ausgeliefert zu sein. Man kommt sich dabei recht klein vor.

Das Ufereis ist am gefährlichsten. Als wir erst in die Mitte des Flusses kamen, plauschten die Pferdchen lustig drauf los. Zehn Minuten kaum, dann war es geschafft. Nie allerdings habe ich geglaubt, daß zehn Minuten so lange dauern können. Um andern Ufer verabschiedeten wir uns von Semjon Pawlowitsch, der die Pferde zurückführen sollte. Sie wären uns auf der Jagd nur hinderlich gewesen. Spät abends wollten wir zurück sein und der Russe sollte uns dann mit der vierbeinigen Fähre wieder holen kommen. Er flehte für unseren Schutz zu allen Heiligen, die ihm gerade einfieelen, kletterte wieder auf Imquills Pferdchen, das ihn auf dem Herwege schon hatte mittragen müssen.

und ritt zurück an seine Arbeit: uns eine Łodka, ein großes Boot für Frühling und Sommer zu zimmern.

Wir sahen ihm nach, bis er das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatte. Dann setzten wir uns bergwärts in Marsch.

Vorsichtig, mit wachen Augen pirschten wir bergan. Von allen Zweigen tropfte es. Ein leiser Wind strich durch die Bäume, und ein tieftönendes Rauschen klang von den Wipfeln des pfadlosen Waldes.

Ein paar Rehe standen auf, verhofften und gingen in langen Fluchten ab. Wir hatten Proviant genug und wollten unseren Michael Iwanowitsch nicht durch einen Schuh vergrämen.

Stunden verrannen.

Da schlug plötzlich ein furchtbarer Donner an unser Ohr. Fassungslos blieben wir stehen. Ein Gewitter? Undenkbar! Wolkenlos strahlte der Himmel. Jetzt wieder: wie ein Dröhnen schwerer Geschütze klang es aus dem Tal herauf. In lang nachhallendem Echo warfen die Berge den Schall zurück.

Imquill sah mich an. Sein Gesicht war um einen Schein bleicher geworden. „Der Fluss!“ sagte er dann erschreckend. Schweigend standen wir eine Weile.

Im Tal folgte Schlag auf Schlag. Die Luft dröhnte und zitterte.

Was nun? Der Eisgang würde mindestens vier, vielleicht auch sechs Tage dauern. Sollten wir so lange warten müssen? Bis Semjon Pawlowitschs

Boot fertig war, würden mindestens acht Tage vergehen. An Schwimmen war gar nicht zu denken. Ganz abgesehen von der eisigen Kälte des Wassers hätte das Eis uns zermalmt, wie es große Fische innerlich zerreibt, so daß nur die Haut sie noch zusammenhält.

Da sahen wir schön in der Patschel Ratlos stiegen wir wieder bergab. Wer weiß, vielleicht fand sich am Fluß noch ein Ausweg. Aber schon von weitem sahen wir die Bescherung und hörten sie noch viel mehr. Donnernd, unter unsagbarem Getöse, barst die meterdicke Eisdecke unter der drängenden Gewalt der Eisblöcke, die unter die Decke gespült waren und vom aufsteigenden Grundeis mit ungeheurer Gewalt gehoben wurden. Ganze Eisfelsen schob der Fluß knirschend aufs Land, klirrend türmte sich Scholle auf Scholle, schwankte, stürzte wieder ein und ward von unsichtbaren riesigen Gewalten weitergehoben und geschleudert.

Wir standen wie erstarrt und doch tief im Innersten ergriffen, schweigend, hingerissen vor der unbeschreiblichen Gewalt dieser Kräfte, umtost von dem betäubenden Lärm, der das ganze Tal wie eine feste, schmerzende Masse erfüllte. Der Boden schien zu zittern, die Luft zu klirren.

Winzig klein und lächerlich standen wir Menschlein am Ufer, ein Nichts neben den unbekannten Mächten, die ihr titanisches Werk vollbrachten. Stunden verflogen in wortlosem Schauen. Dann sahen wir plötzlich weiter unten wie sich ein riesiger Eiswall bildete quer über den ganzen Fluß, an

einer Krümmung, wo fast bis zur Mitte der Kan
ziemlich seicht war. Wir eilten hin.

Die Blöcke hatten sich hier gestaut, eingeklemmt
in der Flussbiegung. Unter ohrenbetäubendem
Knirschen schob der Fluss Scholle auf Scholle. Neue
Blöcke trieben an, grünlich glitzernd in der Sonne,
an den Rändern hoch mit einer Schicht feinkör-
nigen Eises überzogen.

Langsam stieg das gestaute Wasser oberhalb des
Eiswalles höher.

Ah, das war eine Barre, wie sie uns Semjon
Pawlowitzch geschildert hatte. Stundenlang, oft
tagelang konnten sie stehen, bis die Gewalt der
nachdrängenden Wasser- und Eismassen sie durch-
brach und die Barre unter wildem Donnern ein-
stürzte und die Blöcke weitergerissen wurden.

Jäh wandte sich Imquill um. Hatte uns nicht der
Russe erzählt, daß er in seiner Jugend an der Lena
einmal eine solche Barre überschritten habe und
dazu noch hin und zurück? Sollten wir es wagen?
Die Eismauer sah so zuversichtlich fest aus, so
unbedingt sicher gefürmt.

Eben hatte das Wasser oberhalb des Walls die
Uferhöhe erreicht und schoß in einem breiten
Strom über das Land. Was nun? Wenn die
Barre hielt, stieg das Wasser weiter. Und wir?
Wir standen ja mitten darin. Bis an den Stiefel-
rand wuchs es in wenigen Augenblicken. Die Barre
stand wie eine Rettungsmauer vor uns. Nur ein
paar Sprünge trennten uns von ihr. Also los! Das
eisige Wasser füllte unsere Stiefel, klatzend

spritzte es rechts und links auf, — dann war die Barre erreicht.

Neben uns schoß das Wasser in das Land. Schon bildete sich ein See, der unsaßlich rasch wuchs. Wir waren vom Lande abgeschnitten. Das also war das Ende? Ein böses Endel

Imquill stieß mich an. Ich zuckte wie erwachend zusammen. „Vorwärts!“ schrie er, im Donnern und Strudeln der ungeheueren Wassermassen kaum verständlich. Er begann, die Eisbarre zu erklettern. Ich folgte gänzlich von Sinnen und wie unbewußt, Fuß vor Fuß setzend, ausgleitend, mich im Abrutsch wieder fangend.

Rechts von uns stand das Eis in mächtigen Blöcken, ungeduldig drängend an der verschlossenen Pforte; links schäumte das eisige Wasser schwarz in kreiselnden Strudeln und warf knirschende Schollen aufeinander, daß sie wie Glas zerbrachen. In der Mitte taumelten wir vorwärts, atemlos, geheizt von dem Ungeheuerlichen, das uns umschwebte und wie mit tausend Krallen nach uns griff.

Die Mitte des Flusses, hatten wir schon glücklich hinter uns, als wieder ein furchtbarer Donner die Luft zerriß und unter unsren Füßen ein mark-erschütterndes Krachen durch das Eis ließ. Gleichzeitig ging eine kurze schwankende Bewegung durch die ganze Barre.

Entsetzt blickte ich mich um. Hinter uns war der Wall eingedrückt. In zischendem Strahl schoßen die Wassermassen weiß und schmutziggelb durch die Öffnung und rissen zu beiden Seiten die Blöcke

mit sich fort. Die ganze Barre wankte und kam in Bewegung.

Ein sinnloses Entsetzen packte mich. Schon fühlte ich unter meinen Füßen den Boden unsicher und schwankend. Ich stürzte vor, glitt aus, fiel, raffte mich auf, schlug die Nägel ins Eis, um mich zum nächsten Block zu ziehen, sah, daß meine Hände vom Eis zerfetzt waren, spürte aber keinerlei Schmerz, keuchte, stolperte, schrie, immer hinter Imquill her, von dem ich nur die Stiefel sah, die mir unbewußt den Weg wiesen.

Nun lief mir auch Blut von der Stirn, warm und klebrig. Hatte ich mich verletzt? Ich wußte es nicht. Donnernd rutschte das Eis unter mir weg.

Ein Sprung noch! Noch einer! Dann waren wir am andern Ufer. Imquill fing mich auf. Gerettet! Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß wir beide lange, lange, fast bewußtlos vor Entsetzen und Anstrengung, mit zitternden, fliegenden Gliedern am Ufer lagen, indes der Fluß unter uns heulte, tobte, dröhnte.

Als wir uns endlich erhoben, war es dunkel geworden. Fern, fern am Gesichtskreis stand ein schwelend roter Schein und überzog düstig den Himmel. Dort brannte die Steppe.

Kreuz und quer
durch Urwald und Sümpfe

Der Frühling kam und wandelte die Welt. Bald waren die Fluren mit leuchtendem Grün bedeckt. Vom goldblauen Himmel strahlte die Sonne warm und festlich. Die Erde duftete unbeschreiblich herb und verwirrend. An den Birken wehte fast über Nacht junges Grün. Und dann, nach kaum zwei Wochen waren Wald und Steppe wie verzaubert.

Soweit das Auge sah, sah es Pfingstrosen, wie sie bei uns im Garten gezogen werden. Der Boden war übersät mit Millionen von großen, tiefrot leuchtenden Blüten, so daß das Feld in der Ferne wie ein weicher roter Teppich gebreitet lag oder wie ein Märchenmeer aus Grün und Purpur.

Dazwischen und darunter, wo nur ein freies Plätzchen sich zeigte, schimmerte es in allen Regenbogenfarben, eine kleine lichtselige Welt für sich. Immer wieder hob eine kleine leuchtend-gelbe Irisart in ungezählten Mengen ihre wundervollen Blütenkelche und strömte einen eindringlichen Honigduft aus. Und dieselbe Iris, nur

tiepviolett, besäte den Waldboden und erfüllte die warme Luft der Taiga mit einem unsinnig süßen Geruch.

Noch unsinniger aber dufteten die Traubenkirschen, über Wald und Au in dichten Scharen verstreut, die Traubenkirschen, aus deren Früchten der Russe das Tschorni mucha, das Schwarze Mehl, herstellt, das wegen seines pikanten hocharomatischen Nußgeschmacks bei den Pasteten und Pirogis als Füllung verwandt wird. Hunderttausende von Weißdornbüschchen zauberten die Welt in schneiges Weiß, und ungezählte Heckenrosen blickten mit sanftrosa Augen in den Glanz des strahlend blauen Himmels.

Nun waren auch die Vögel wieder laut geworden. Auf den Flüssen quarren die Enten. Aus der Taiga klang das Gurren der Turteltauben, schmetterten die Lockrufe der Singdrosseln und Sängen, zwitscherten die Fliegenschnäpper und zirpten die Kohlmeisen. Und wenn die Nacht kam, diese unvergleichliche, paradiesisch Schöne, weiße Nacht, dann begann die sibirische Nachtigall, die beste Sängerin der ganzen Welt, ihr unsagbar seliges Liebeslied. Aus hunderten von kleinen Vogelkehlen klang und klagte, jubelte und weinte es, so daß man kaum noch zu atmen wagte. Semjon Pawlowitsch Pietroff hatte inzwischen mit keinem anderen Werkzeug als unserer einzigen guten Axt aus einem Pappelstamm eine Łodka, ein Boot, gezimmert, wie denn die Russen auch ihre Blockhäuser ohne Hammer und Nagel, nur mit der Axt behauen und so fest fügen, daß der furchtbarste

Schneesturm, der Buran, ihnen nichts anzuhaben vermag.

Nun fuhren wir auf die Entenjagd. Es mochte elf Uhr abends sein.

Lautlos trieb unser Boot den Kan abwärts. Kein Wort sprachen wir, ganz hingegeben dem Zauber der hellen Nächte, durch die uns das Boot trug. Raum, daß die Welle, die am Steuerruder glückste, die Stille des Flusses, der so lautlos klar dahinzog, unterbrach.

Aus den Wäldern drang das Jubeln der Nachtigallen und versetzte uns, die wir die sibirische Winternacht mit allen Schrecken der schauerlich heulenden Wolfsrudel noch im Ohr hatten, in einen Taumel der Verzückung. Vom Ufer wehte warmer Wind herüber und brachte den aufreizend süßen Duft der Traubenkirsche und des Weißdorns mit sich, indes wir still stromab trieben. Enten schießen? Wir stöberten genug auf aus Weidicht und Schilf, und Dutzende von Mälen hätten wir zu Schuß kommen können. Wir rührten uns nicht. Das wäre uns als eine Entweihung dieser traumhaft schönen, heiligen Stunden erschienen. So legten wir unsere Gewehre still fort. Eine Viertelstunde nach der andern verging. Schweigend trieb unser Boot dahin. Mochte es treiben. Uns war es, als müßten wir so weiterfahren, tagelang, wochenlang. Hatten wir nicht Zeit? Was tat es, wenn wir morgen hundert Wjorst vom Lager abgekommen waren? Was versäumten wir, wenn es eine Woche dauerte, bis wir zurückkamen?

Die Taiga blieb zurück, der Baumbestand wurde schütter. Noch eine Stunde, und das erste Dörfchen mußte kommen. Weit und hell dehnte sich rechts und links die Steppe. Denn es wird nicht dunkel in den „Weißen Nächten“. Die Sonne, die den Winter über nur ein paar Stunden lang kalt niederleuchtete, sank jetzt erst gegen elf Uhr und war schon um zwei Uhr wieder da. Zwischen laufen Abend- und Morgenrot fast ineinander.

Die Nachtigallen schlügen. Betäubend duftete das Blütenmeer. Lautlos trieb unser Boot.

Was war das? Gesang! Erst unbestimmt, dann immer näher und klarer. Wir fuhren an einem Dorf vorbei. Die Bauern, Mann und Weib und Kinder, waren auf den Feldern bei der Arbeit. Der Tag ist ja so heiß. Warum nicht die milden weißen, hellen Nächte benutzen?

Und immer singt der Russe, singt seine unsagbar traurigen, uralten schönen Weisen, singt sie im Chor und singt sie allein. Wehmüdig zitterte ein Lied herüber:

Armer Streifen, armes Streifchen Feld



Armer Streifen, armes Streif'chen Feld,



kar - ger Landstrich, un - be - stellt, un - be - stellt,



Im Dämmerlicht sahen wir fern die Gestalten der Bauern, indes unser Boot sacht und unbemerkt vorüberglipt.

Lautloses Gleiten, seliges Vergessen der fürchterlichen Monate, die hinter uns liegen. Schweigende Fahrt durch das endlose Land, das ausgebreitet liegt unter dem nun blaßblauen Himmel in frommer geduldiger Erwartung der Sonne und des jungen Tages.

Gegen drei Uhr, die Sonne war schon aufgegangen, erkannten wir am rechten Ufer das kleine Dörfchen. Es bestand nur aus sechs Häusern. Es war jenes Dörfchen, aus dem unser erster sibirischer Bär am Tage vor seinem Ende die Ziege geholt hatte. Freudig legten wir an und wurden von den braven Muschiks herzlich aufgenommen. Zwei Tage blieben wir dort noch und schossen nun wirklich Enten, für uns und für die armen Bauern, deren Gäste wir waren.

Dann erst machten wir uns auf den Rückweg zu unserm Lager.

Dieser Ausflug aber hatte seine Folgen. Seit langem hatten wir zum erstenmal nach den Nöten

und Entbehrungen des Winters, den wir nun glücklich überstanden hatten, das herrliche Gefühl der grenzenlosen Freiheit, der lockenden Weite genossen. Die Sehnsucht nach neuen Abenteuern und Erlebnissen erwachte jetzt wieder. Dazu kam, daß wir auf der Heimfahrt, unweit des Flusses verdächtige Gestalten zu sehen glaubten. Das kaum verwundene Entsetzen über den Überfall der „Hyänen der Taiga“ packte uns von neuem. Wir wollten fort. Was konnte uns noch länger hier halten?

Am selben Tage rüsteten wir zum Aufbruch, schließen noch ein letztes Mal in unserm Wanderzelt, das seit vielen Wochen an derselben Stelle gestanden hatte. Und dann, am frühen Morgen brachen wir auf, durch Waldwildnisse und menschenleere Einzelkeiten in östlicher Richtung zum Tagul, wo nach Semjon Pawlowitschs Schilderung Gold zu holen sei.

Es war ein langer und beschwerlicher Marsch. An Reiten war nicht zu denken. Zunächst hätten wir zu Pferde unaufhörlich mit den niederhängenden Zweigen und Ästen kämpfen müssen, sodann aber waren unsere zwei Pferde mit unserm gesamten Gepäck beladen.

Wir waren etwa 140 Wjorst gewandert, als wir das Fluhthal des Tagul vor uns sahen. Da geschah etwas ganz Sonderbares. Wir trafen auf ein verlassenes Blockhaus, in dem wohl in früheren Zeiten Goldwäscher gehaust hatten. Als wir aber einzogen, fanden wir, daß das zerfallene Dach vor kurzem erst ausgebessert worden war. Noch mehr aber staunten wir, als wir wohlhergerichtetes Holz

vorfanden, dazu an der Feuerstelle sauber geputztes Geschirr, eine Pfanne und einen Teekessel.

Überhaupt machte das Ganze den Eindruck, als sei der Raum vor noch nicht langer Zeit erst verlassen worden.

Es wurde uns ein wenig unheimlich. Sollten auch hier die Taiga-Räuber hausen, wir am Ende gar einen ihrer Schlupfwinkel gefunden haben? Semjon Pawlowitsch glaubte uns beruhigen zu können. Seiner Ansicht, daß das kleine Blockhaus, das höchstens fünf Menschen beherbergen konnte, niemals einer dreißig- oder vierzigköpfigen Bande gehöre, mußten wir bestimmen. Und als er uns darauf aufmerksam machte, daß die verkommenen Raubgesellen keineswegs ihre Behausung so sauber zurückgelassen haben würden wie das hier der Fall war, da schwanden unsere größten Bedenken.

Ganz beruhigt waren wir aber keineswegs. Anderseits hatte uns und unsere Pferde der Marsch durch das Bergland vom Kan her so erschöpft, daß wir nicht wenig froh waren, endlich einmal wieder unter einem richtigen Dach schlafen zu können.

So blieben wir.

Die Nacht verlief ruhig und ohne Störung. Wir hatten abwechselnd gewacht, um beim geringsten verdächtigen Geräusch sofort zur Stelle zu sein. Aber nichts geschah.

Auch in den folgenden Tagen und Wochen sahen wir keinen Menschen.

Unterdessen hatten wir unser Goldsuchen aufgenommen. Die Jagd auf Birkhühner, bei der wir mit einer künstlichen Lockpuppe arbeiteten, und der

Fischreichtum des Tagul schützen uns vor Nahrungsängsten. Auch Ziegeltee hatten wir noch auf lange Zeit. Wenn etwas zur Neige ging, so war es der Tabak. Das war für uns alle recht schmerzlich, aber wir hofften, mit dem Golde, das wir finden mußten, unsere Vorräte in absehbarer Zeit, vielleicht in Irkutsk, ergänzen zu können.

Jedenfalls arbeiteten wir fleißig. Bald war am Fluß über der goldhaltigen Schicht die Erde abgetragen. Wir begannen, die lehmige Sandschicht, die sich nun zeigte, durch die Butaras, die langen hölzernen Spülkästen, zu treiben. Die Ausbeute an Goldkörnern und -blättchen war nicht gerade verlockend, aber wir hatten ja Zeit. Schließlich gerieten wir aber doch in eine Art leichten Goldfiebers und schufteten, daß wir allabendlich wie gerädert aufs Lager sanken.

So auch an jenem Abend. Es war schon dunkel geworden. In dem gemauerten Herde knallten die Holzscheite unter dem Teekessel. Von draußen kam der jubilierende Gesang der sibirischen Nachtigall herein, die Lockrufe der Singdrossel und der späte Ruf eines Ruckucks, dem sein Weibchen schmatzend mit Gududu . Gududu antwortete. Durch die offenen Fenster strömte die warme Luft und brachte bittersüßen Duft von tausenden blühenden Weißdornhecken und Traubenkirschen mit sich. Da hörten wir plötzlich Schritte; sie kamen auf unser Blockhaus zu.

Wir hatten seit mehr als einem Monat keinen Menschen mehr gesehen und ahnten nichts Gutes.

Im Augenblick waren unsere Gewehre entsichert und das Licht gelöscht.

Die Schritte verstummt. „Wer da?“ sagte draußen eine tiefe, ruhige Stimme.

„Staratili, arme Goldwäscher,“ antwortete Semjon Pawlowitsch. Ehe wir zu einem Entschluß kamen, hatte er schon die Tür geöffnet und war hinausgegangen.

Arme Goldwäscher! Eigentlich hatte er recht. Bei uns war nicht mehr viel zu holen. Und das Wenige wollten wir nicht gutwillig hergeben. Die Brodjagas, die Strolche, sollten nur kommen!

Aber die Lage löste sich höchst friedlich. Semjon Pawlowitsch kam mit dem Fremden herein. Bald hörten wir, daß dieser Fremde seit mehr als einem Jahre das Blockhaus als Standquartier benutzte. Die Goldwäscher waren wohl schon lange fort, so hatte er die Hütte halbzerfallen gefunden und wieder instand gesetzt.

Wir waren nicht gerade sehr erbaut von dieser Runde. Daß wir weiterhin nicht mehr hier wohnen dürften, das kam zwar nicht in Frage, aber wir hatten nach unsern Erfahrungen Ursache genug, vorsichtig und misstrauisch zu sein. Ein Unbekannter im gleichen Raum — es war uns nicht ganz geheuer.

Das Licht war wieder angezündet worden. Wir hatten Zeit, den Fremden zu mustern. Es war ein großer, fast hünenhafter Mensch mit scharfen, harten Zügen und einer tiefdurchfurchten Stirn, vielleicht vierzig Jahre alt. Ein wilder, ungepflegter Bart gab ihm etwas Drohendes.

Er mochte unsere forschenden Blicke bemerken, denn plötzlich stand er auf, trat vor uns, nahm eine militärisch straffe Haltung an, verbeugte sich kurz: „Gestatten die Herren, Stefan Wassiljewitsch Bessfamilij.“

Imquill und ich waren derart maßlos verblüfft, daß wir fast vergaßen, auch unsererseits wenigstens andeutend unsere Namen zu nennen. Wir taten es schließlich.

Der sonderbare Fremde, der uns seinen wirklichen Namen verschwiegen hatte — denn Bessfamilij bedeutet einfach „ohne Familie“ — murmelte etwas wie „Sehr erfreut“ und begab sich nach knapper Verbeugung in seine Ecke zurück, schloß die Fenster, legte noch, als wolle auch er seinen Teil an der abendlichen Hausarbeit verrichten, einige Holzscheite auf das Feuer, wünschte kurz „Spakojnoi Notschi, gute Nacht“, und drehte sich, scheinbar schon einschlaflend, zur Wand.

Imquill und mir war der finstere Mensch mit seiner hier geradezu phantastisch, fast lächerlich wirkenden europäischen Korrektheit ein Rätsel. Für jeden Fall wollten wir abwechselnd die Nacht über ein Auge auf ihn haben.

Aber die Nacht verlief, ohne daß das Geringste geschehen wäre. Gegen Morgen erhob sich der seltsame Guest, kochte lautlos am Herde hantierend seinen Tschai, seinen Tee, kaute an einem Stück Suchari herum und war ein paar Augenblicke später schon vor dem Hause. Vom Fenster aus sahen wir ihn flusshaufwärts gehen und nach wenigen Minuten in der Taiga verschwinden.

„Jej Bogul“ flüsterte Semjon Pawlowitsch und hatte ein ganz verstörtes Gesicht. „Ich habe kein Auge zugetan die ganze Nacht.“ Wir schwiegen. Aber uns war es nicht viel besser ergangen. Hoffentlich kam der Fremde nicht wieder.

Aber Stefan Wassiljewitsch Bessfamilij kam wieder, kam sehr oft wieder, unregelmäßig, einmal nach fünf Tagen, dann nach vier. Dann waren wieder nur zwei Tage Frist zwischen seinen nächtlichen Besuchen.

Stets verließen Abend und Nacht in gleicher Weise. Er kam, grüßte kurz, kochte seinen Tee oder briet sich ein Stück Fleisch. Unser Anerbieten, mit uns zu halten, hatte er höflich dankend abgelehnt. Dann tat er noch ein paar nützliche Handgriffe sozusagen im Gemeinwohl, legte sich schlafen und verschwand noch vor dem Morgengrauen wortlos.

So vergingen Wochen. Da erschien er eines Nachmittags zu ungewohnt früher Stunde, bleich und schwankend, schwer auf einen Stock gestützt. Als er näher kam, sahen wir, daß sich vom rechten Oberschenkel ein breiter, braunroter Streifen geronnenen Blutes zog. Raum war der Fremde in der Hütte, brach er zusammen.

„Gospodi pomilyil“ schrie Semjon Pawlowitsch auf. „Er stirbt!“

Vorsichtigbetteten wir den Ohnmächtigen auf sein Lager. Imquill, unser Medizinmann, hatte schon Verbandzeug und Schere aus der Reiseapotheke entnommen und begann, die blutverklebte Hose aufzuschneiden. Im Oberschenkel fanden wir eine schwere, schon entzündete Bißwunde. Wir wuschen

sie aus, desinfizierten sie so gut es ging und legten einen Verband an. Indes war das leise Stöhnen des Verletzten verstummt. Scheinbar schlief er. Andern Tags hatte er hohes Fieber. Wir gaben ihm Chinin. Die Temperatur sank langsam. Imquill sprach halblaut mit mir, sprach vorsichtshalber französisch. Der Biß scheine von einem wutkranken Wolf herzurühren. Dann sei unsere Kunst allerdings umsonst.

Der Kranke lächelte. „Meine Herren“, sagte er, und sagte es in einem leichtfließenden Französisch, „Sie haben sich nicht getäuscht. Erschrecken Sie nicht. Es ist nicht so schade darum, wenn ein Bestfamilij stirbt. Einmal mußte es ja so kommen. Lassen Sie es nur gut sein.“

Er sprach ganz ruhig und abgeklärt.

Wir versuchten ihm Mut zu machen. Ach was, wer wolle gleich ans Sterben denken. Der Wolf müsse ja nicht gleich tollwütig gewesen sein.

„Doch, meine Herren, er mußl Das wissen Sie ja so gut wie ich. Haben Sie schon einmal gehört, daß ein Wolf im Frühling noch einen Menschen angreift, wenn er nicht die Wut hat? Die Bestien haben es nicht nötig. Sie können ja die vollgefressenen Bäuche um diese Zeit kaum mehr schleppen.“

Wir schwiegen. Was hätten wir auch erwidern können?

Unerwartet fing der Kranke wieder an: „Sie wundern sich über mich. Vielleicht haben Sie ein Recht, ein wenig mehr von mir zu wissen. Nun gut: Daß ich nicht immer hier in der Wildnis gehaust habe, das denken Sie auch. Sie haben recht. Ich war

Oberleutnant in einem anständigen Regiment und wurde schließlich nach Sibirien versetzt. Nicht ganz ohne Schuld vielleicht. Der Schnaps, die Karten... Aber es war wirklich nicht allzu schlimm. Kurz vorher hatte ich geheiratet, eine kleine entzückende Frau. Nach einem Jahr schenkte sie mir in dem verwünschten Grenznest, in dem wir mit meinen Kosaken hausten, ein kleines Mädchen. Ach, meine Herren, Sie hätten die Kleine sehen sollen, als sie drei Jahre alt war! Nie gab es Holdseligeres!"

Der Kranke schwieg eine Weile. Seine Augen glänzten. Die Falten zogen sich wie schmale Wülste über seine Stirn. Dann fing er wieder an:

„Eines Tages, im Dezember, kurz vor Weihnachten, fuhr ich in die Stadt. Wie dann alles kam und wie die Kleine auf die Straße gelangte — ich glaube, sie wollte ihr Väterchen suchen, den ganzen Nachmittag hatte sie davon geplappert — das weiß ich nicht. Sie kam nicht mehr zurück. Die Wölfe! Die Wölfe!"

Er riss sich herum und stöhnte. Nach einer Weile, während wir erschüttert das aufgewühlte Gesicht des Sterbenden betrachteten, fuhr er leise fort: „Meine Frau ist dann auch gestorben, acht Tage nachher. Sie hat es nicht überlebt. Sehen Sie, da bin ich Wolfsjäger geworden. Alle die Jahre habe ich seither in Wald und Steppe gehaust. Ich habe es ihnen heimgezahlt! Aber nun hat es auch mich erwischt.“

Er behielt recht. Stefan Wassiljewitsch Bessfamilij starb wenige Tage später einen schweren Tod. Am Tagul steht ein Kreuz, viele hundert Wjorj

von allen menschlichen Behausungen entfernt am Rande der Taiga. Und über dem Grabe schallt triumphierend allnächtlich das schaurige Geheul der Wölfe, die Leben und Glück vernichteten, ihm und hunderttausenden Unbekannten, Namenlosen in der sibirischen Wildnis.

■

Das Ergebnis unserer Goldwäscherei war — bei Licht betrachtet — kläglich. Wochen und Wochen hatten wir gearbeitet, und die ganze Ausbeute erreichte einen Wert von höchstens 200 Mark. Das war mehr als entmutigend.

Zudem war inzwischen der Sommer gekommen. Die Tage wurden immer heißer, die schwere Arbeit am Fluß immer unerträglicher, die Wasser schienen die Glut der Sonne verdoppelt widerzustrahlen.

Es war kein Wunder also, daß wir eines Tages unseres unerquicklichen Tuns müde wurden und uns wieder auf den Weg machten. Wir beschlossen, nach Irkutsk zu wandern, dort wollten wir mit unserem Waschgolde unsere Vorräte wieder etwas ergänzen.

Unterwegs aber, etwa 150 Wjorst südwestlich von Irkutsk, fanden wir eine reizende, verlassene Forsthütte, die uns als Sommerresidenz so verlockend erschien, daß wir doch beschlossen, hier einige Wochen zu kampieren. Raum zehn Minuten von der Ljesnaja, dieser Forsthütte entfernt, begann die Taiga. In die zog sich zur Linken ein breites, tiefreichendes Sumpfgebiet hinein. Schon am zweiten

Tag nach unserer Ankunft entdeckten wir, daß dieser Sumpf ein wahres Beerenparadies war. Obst gibt es in Sibirien nicht. Man hat oft genug Anpflanzungsversuche gemacht, aber alle Mühe war vergeblich. Der Winter ist zu lang und zu streng. Die Tropenglut der Sommertage dagegen macht wieder alle Säfte lebendig, die dann allzu oft abends einfrieren und die Rinde des Baumes sprengen. Alle Umhüllungen mit Stroh und ähnlichen Schutzmitteln haben sich da als unzulänglich erwiesen. Um so mehr freuten wir uns unserer Entdeckung. Ein Riesenvorrat von „Warenni“, dieses besten einfach durcheinander gemischten Einsiedeobstes der Welt, sollte uns noch im Spätherbst wohl tun. Mit dem Einkochen der Beeren wollten wir schon fertig werden. Das Rezept, die Beeren mit Zucker in gleichen Gewichtsmengen einzukochen, kannten wir, da war es ja schließlich keine Hexerei, danach zu handeln; und im übrigen, wenn man jahrelang in der Wildnis allein hausst, lernt man schon das Küchenhandwerk.

Es war Ende Juli. Eine unerträgliche Glut versengte und verbrannte die Landschaft. Da zogen wir eines frühen Morgens mit riesigen Holzkübeln in die Taiga auf die Beeren suche. Ich weiß nicht, ob es noch in einem andern Lande der Erde so viele wildwachsende Beeren gibt, wie in Sibirien. Ganze Waldgebiete, besonders der Sumpftaiga, waren voll dieser roten und schwarzen Johannisbeeren und es war wundervoll, wenn im Sonnenlicht die dichtgedrängten roten Trauben wie Rubine in durchschimmerndem, sanftem Lichte glühten.

An den Hängen wuchs eine große, hochstämmige Heidelbeerart mit tiefblauer Schale und weißem, ganz süßem Fleisch, ohne den leichten Tanningschmack unserer heimischen Heidelbeere, die aber auch dort ganze unübersiehbare Strecken bedeckt. Dann gab es Preiselbeeren in Fülle und eine Moosbeere, die an einem haardünnen Stiel am Boden lag, vor allem gab es aber noch zwei Köstlichkeiten, deren Namen mir nicht bekannt sind, die aber deswegen uns nicht weniger trefflich schmeckten. Da war eine rote Frucht, die wuchs an einer etwa dreißig Zentimeter langen stachligen Ranke; auf den ersten Blick glich sie unserer Himbeere, beim Pflücken löste sie sich in kleine rote Kugelchen auf. — Dann gab es da eine pflaumenähnliche, nur viel kleinere Frucht, die an dornigen, bis drei Meter hohen Büschchen in den Blattwinkeln saß. Ihr ganzes Aussehen, vor allem auch der Steinkern ließ uns vermuten, daß sie die Urform unserer Pflaume ist. Der Geschmack war köstlich, herbstsüß, mit einem unaufdringlichen, angenehm bittern Nachgeschmack. Die Sonne war kaum aufgetaucht, da hatten wir schon unsere Kübel halb voll. Rot und blau in allen Schattierungen schimmerten die Beeren. Wenn uns gerade die Lust ankam, so verschwand eine Handvoll davon im Munde. Warum auch nicht? Es gab ja genug, so viel, daß wir ganze Regimenter hätten sattfüttern können. Und Zeit hatten wir, Zeit genug.

So turnten wir von einem der gelben Grasbüschel zum anderen — denn wir waren im Sumpfgelände — kletterten über umgestürzte Baumstämme, die

manchmal hielten, oft aber auch, wenn sie schon lange im Sumpf lagen, unter unsrern Schritten einfach in sich zusammensanken wie ein Schwamm, so daß wir oft genug bis über die Knie ins Wasser gerieten.

Imquill und ich waren in bester Laune. Wir freuten uns königlich bei der beginnenden Hitze über unsrere leichte Kleidung — denn wir waren halbnackt — und spotteten weidlich über die Eselei der Sibiriaken, die auch im Glutbrand der Sommersonne einhergingen, als sei es bitter kalt.

Nun war die Sonne da. Jetzt aber kam das Verhängniß! Imquill fing mit einem Male an, mit der freien Hand um sich zu schlagen. Auch mit kam es langsam so vor, als ob wir in ein Nest erboster Wespen geraten wären. Myriaden von Fliegen begannen, uns zu umschwirren. Bald waren wir in einen Nebel von „Muchis“ eingehüllt, kleinen, schwarzweißen Mücken, über die wir uns gerade vorher noch lustig gemacht hatten. Zu tausenden hatten wir sie am frühen Morgen sitzen sehen, und alle sehen sie schwersfällig und plump aus, als ob sie nicht einmal richtig fliegen könnten. Und deswegen sollte Sibirien ein böses Land sein?

O wir ahnungslosen Lämmer! Wie schnell dämmerte es uns, weshalb die Sibiriaken sich auch im Sommer so einhüllen, weshalb des Nachts erst oder ganz früh am Morgen die Herden weideten und das Vieh sich tagsüber bis an den Kopf, sogar bis zu den Nasenlöchern ins Wasser zu legen suchtel.

Eine ganze Wolke umzog uns, summte in hohen und

tiefen Tönen, brummelnd die einen, silberfein sirrend die andern und fiel dann über uns her.

Wir hatten den Winter über wahrhaftig allerhand durchgemacht und in kitzligen Lagen wacker ausgehalten. Aber jetzt dauerte es nicht lange, da nahmen wir Reihaus.

Und wie! Unsere Kübel, unsere schönen Beeren, alles flog davon. Was lag noch daran! Wenn wir nur fortkamen. Aber die Bestien waren schneller. Oder lag es daran, daß wir einfach durch eine endlose Wolke von Fliegen, Mücken, Bremsen und Moskitos ließen? Ich weiß es nicht. Aber eins weiß ich: als wir nach einer halben Stunde in unsere Ljesnaja kamen, da waren wir fürchterlich zugerichtet.

Arme und Beine, Brust und Rücken, vor allem aber das Gesicht, überall war die Saat der Beulen aufgegangen, alles war so verquollen, daß die Augen ganz verschwanden und wir nur mit Mühe blinzeln konnten. Unsere Haus- und Wanderapotheke rettete uns vor dem Schlimmsten, vor Eiterungen und giftigen Entzündungen. Denn das Fleisch lag stellenweise bloß. Das war das Werk der Muchis, der kleinen schwarzweißen Fliegen, über deren Plumpeit und Hilflosigkeit wir so gespottet hatten.

Diese Bestien haben eine teuflische Gewohnheit. Raum haben sie sich an einer Körperstelle niedergelassen, schwirren sie auch schon wieder davon, ein Stückchen ausgerissene Haut mitreißend. Sie sind die blutrünstigsten Wesen, die ich kenne.

Schön waren diese ersten Tage in unserer Som-

merresidenz nun gerade nicht. Wir sahen uns die Ojesnaja nur mehr von innen an, unter Schmerz- gestöhne und schauerlichen russischen Flüchen — denn dem Russen kommt in dieser Hinsicht doch keiner gleich. Dann hatten wir das Schlimmste überstanden. Wir hatten Lehrgeld gegeben und waren herzlich gerne bereit, lieber ein paar Pfund unserer geliebten Persönlichkeit unter dicken Kleidern zu verschwinden, als noch ein einzigesmal Millionen von Blutsaugern unsere männlichen tapferen Stirnen zu bieten.

Aber noch ein zweites Mal geschah es, daß unser Beerenparadies des Sumpfgeländes eine Überraschung besonderer Art für uns bereit hielt. Das war kaum acht Tage später. Mit unseren Kübeln gingen wir wieder einmal zum Beeren sammeln nach einer Himbeerhalde. Der Tag war herrlich klar, nur furchtbarlich heiß. Die Sonne brütete, in dem dämmerigen Halbdunkel des Waldes lastete eine schwüle Hitze. Vom Sumpf her kam ein fader, aufdringlicher Modergeruch.

Eben wollten wir mit dem Einsammeln der Beeren beginnen, als wir ein leichtes, zupfendes Geräusch hörten. Was war das? Sollte außer uns noch jemand beim Beerenpflücken sein? Undenkbar, denn im Umkreis von mehr als fünfzig Wjorst hauste außer Imaill und mir kein Mensch. Unseren Semjon Pawlowitsch hatten wir nämlich mit einem Teil des Goldes, das wir am Tagul gewaschen hatten, nach Irkutsk geschickt, wo er Einkäufe besorgen sollte, die dringend notwendig geworden

waren. Er konnte frühestens in acht Tagen erst zurück sein.

Wer also konnte in der Nähe sein? Plötzlich zupfte mich Imquill am Armel. „Ein Bärl“ flüsterte er erregt, und deutete etwa fünfzig Meter weit vor uns in das wirre Geranke der Himmelbeerbüsch. Jetzt sah ich auch den Petz, ja noch mehr: er war nicht allein. Es war eine Bärin mit ihrem Jungen.

Da standen wir nun. Nicht einmal ein Gewehr trugen wir bei uns. Wir hatten ja nicht jagen wollen, und eine Gefahr gab es im Sommer kaum. Auch die Bärin würde wohl flüchten, wenn sie erst Witterung von uns hatte.

Was nun? Das Bärenkind reizte uns mächtig. Es war eine entzückende drollige kleine Pelzkugel und würde uns mit seinen possierlichen Spielen sicherlich manche vergnügte Stunde bereiten. Aber wie darankommen?

Laутlos schlichen wir zurück. Erst langsam, Schritt für Schritt. Dann, als wir glauben durften, daß wir nicht mehr gehört würden, in vollem Galopp zurück zur Ljesnaja, um unsere Gewehre zu holen. War die Alte erst aus dem Wege geräumt, dann wollten wir den Teddy schon einfangen.

Als wir uns aber wieder anpirschten, war von Bärenmutter und Jungem nichts mehr zu sehen. Immerhin fanden wir einige Fährten, nach einer Weile auch frische Lösung. Hätten wir nur ein paar Laiki zur Stelle gehabt! Diese sibirischen Hunde sind ausgezeichnete Fährtensucher und gerade beim Bären die schärfsten Angreifer. So

aber mußten wir nach ein paar Stunden die Suche aufgeben. Da merkten wir nun, daß es Abend geworden war und daß es bereits zu dämmern begann, und wir waren mindestens drei Stunden von unserer Hütte abgeraten!

Nun, den Weg konnten wir ja nicht verlieren, es gab keinen. Und die Richtung würden wir nicht verfehlten. Wir hofften, auch bei Nacht irgendwie zurückzufinden. Zudem hatten wir Vollmond. Das gab Licht genug auch für den Urwald.

Wir stapften los. Die Taiga lag dunkel und schweigend, doch voll unheimlich drängenden Lebens, sie dehnte sich endlos über Berg und Tal, war ödeste Wildnis, kaum noch von Menschen durchquert. Die langgezogenen Rufe der Ohreulen klangen gespenstisch und von Zeit zu Zeit brach ein aufgescheuchtes Wild durch die Büsche.

Wir stolperten langsam vorwärts. Unserer Schätzung nach mußten wir schon in der Nähe unseres Blockhauses sein. Da bemerkten wir, daß der Boden unter uns feuchter und mooriger wurde. Das Gras stand dichter und saftiger. Dann blitzten im fahlen Mondlicht Wasserlachen auf. Wir waren an den Sumpf gekommen, der sich von der Ojesnaja aus stundenweit in die Taiga hinzog.

Verwünscht! Bei der Streife mußten wir einen Bogen geschlagen haben. Wir standen jetzt vor dem Sumpf, anstatt, wie wir gerechnet hatten, jenseits vorbeizukommen. Sollten wir den ganzen Weg um den Sumpf wieder zurückgehen?

Wir waren hundsmüde und unsere Mägen knurrten wie hungrige Wölfe. Und Bett und Essen lagen

kaum zwanzig Minuten weit vor uns. Da war der Entschluß nicht schwer.

Vorsichtig ging es von Grasbüschel zu Grasbüschel, zwischen denen das Wasser schwarz und unheimlich glänzte. Aus den Baumstämmen, die im Sumpfe lagen, wuchs allerhand Gesträuch. Dann kamen grüne Schachtelhalme, dicht und dichter gedrängt. Sie reichten uns bis zur Brusthöhe.

Die Bäume wurden allmählich kahler. Die Äste ragten dürr, schwarz und unheimlich, wie hilfeslechende Arme Ertrinkender in den fahlen Himmel. Dort oben in seinem trüben Licht schwamm der Mond.

Unsere Bassschuhe waren längst aufgeweicht. Wir gingen auf schwankendem Boden. Das Wasser machte unsere dicken Schafwollstrümpfe schwer. Schon reichte es bis zum Knie. Dann standen wir in einem Gelände, das durch das unsichere Licht doppelt unheimlich war: zwischen Sumpfpflanzen, schwarz spiegelndem Wasser und drohend aufgereckten Bäumen, die durch ihre Kahlheit jetzt mitten im Sommer traurig und bedrückend wirkten. Unter uns glückte das Wasser und warf Blasen auf.

Imquill blieb plötzlich stehen. Die Geschichte behagte ihm nicht mehr. Was war das? Wenn Imquill das sagte, dann mußte es böse um uns stehen.

In diesem Augenblick, noch ehe ich etwas erwidern konnte, fühlte ich, wie mein Fuß ins Leere trat. In jähem Schrecken griff ich nach einem Halt und

warf meine Arme um einen wohl mannschenkel-dicken Baumstamm, der sich groß, stark und trost-reich neben mir erhob.

Da überrann mich ein Schauer und eisiges Ent-setzen. Das Holz des Baumes zerging unter meinen Händen, lautlos neigte sich die Krone und stürzte nieder. Ich war bis zur Brust eingesunken, hatte aber dann Boden gewonnen. Unwillkürlich duckte ich mich, hielt die Hände über den Kopf, um mich vor dem Anprall der stürzenden Äste zu schützen. Doch die Äste fielen geräuschlos, weich und zergehend über mich nieder. Gleichzeitig sah ich etwa fünfzehn Meter vor mir, wo ich Imquill vermutete, zwei, drei, vier Bäume in sich zusam-mensinken, ohne jeden Laut, als seien alle Natur-gesetze aufgehoben. Ein maßloses Grauen über-kam mich.

Links von mir lag der Stamm eines Urwaldriesen im Wasser. Ohne Überlegung schnellte ich mich darauf. Da zerfloss der Stamm unter meinen klammernden Händen. Wo waren wir hingeraten? In dieser Stunde hätte ich keine Kopeke mehr für unser Leben gegeben.

„Mensch, wo steckst Du?“ hörte ich jetzt Imquill rufen. „Hier können wir unmöglich durchkommen. Wir müssen umkehren.“ Schon tauchte er neben mir auf. Sein verstörtes Gesicht erschien weiß und fahl zwischen den riesigen Sthachtelhalmen.

Er half mir mit dem Gewehr; das reichte er mir hin und zog mich zu sich. Mutlos wateten wir ans Ufer. Dort warteten wir erschöpft den Morgen ab.

Dann mußten wir um den Sumpf herum, gegen Mittag kamen wir endlich in der Ljesnaja an. Ich habe später bei Tage oft das gleiche Erlebnis gehabt. Die Bäume sind vielleicht seit Jahrhunderten tot und haben sich bis in die Enden der Zweige mit zerstörendem Sumpfwasser vollgesogen. Nun stehen sie als innerlich längst verwesete Baumleichen lange noch aufrecht, bis sie eines Tages zusammensinken. Aber so gespenstisch wie in jener Nacht ist mir der Taigasumpf nie wieder vorgekommen.

Am heiligen wilden Baikal

Nach mancherlei Irrfahrten waren wir am Baikal-See angekommen, dort wollten wir auf Ringelrobben jagen und deren Leben etwas näher studieren. Der Sommer war längst vorüber. Schon als wir noch an den klaren Wässern der reißen- den Angara fischten, die so pfeilschnell fließen, hatten die ersten Schneestürme eingesetzt, und nun war es vollends Winter geworden.

Es war an der Westseite des wilden Baikal, am Fuße der riesigen Gebirgszüge, zwischen denen sich höchstens ein verlorenes Aussätzendorf findet. Dort stand unser Blockhaus wie eine kleine Burg aus Schnee; durch die Berge war es gegen den Wind geschützt. Der endlose See war noch frei von Eis, wir waren noch im Oktober, und der Baikal friert erst zu, wenn längst alle Flüsse und Ströme tief vereist sind, selten vor Anfang Dezember.

So lag das Wasser in märchenhafter Klarheit vor uns. Von unserer Lodka aus konnten wir in Ufernähe viele, viele Meter tief den Grund spiegeln sehen, und oft genug geschah es, daß wir über dem hellern Boden die dunkeln Rücken großer Fische ziehen sahen.

Bald aber sinkt der Boden in grundlose Tiefen. Der Baikal ist der tiefste Binnensee der Erde. Man hat bis zu 1775 Metern Tiefe gemessen. Und dort unten lebt aus Urzeiten her, da der See noch mit dem Meere verbunden war, eine reiche Tierwelt der Tiefsee. Auch jene Ringelrobben, die wir suchten, waren Überreste aus jenen verschollenen Zeiten, — daß dies möglich ist, ist seltsam genug, denn der Baikal hat das Salz längst abgegeben und ist ein ausgesprochener Süßwassersee geworden. Von seinem Fischreichtum macht man sich kaum einen Begriff, auch kaum von den Riesenfischen, die er in seiner unergründlichen Tiefe beherbergt. Wir selbst fingen im späten Januar einen Riesen, der mehr als zwanzig Pud Kaviar, das sind etwa sechseinhalb Zentner, abwarf. Und derartige Fangergebnisse sind durchaus nicht selten. Kein Wunder, daß der sibirische Fischer das Swatoje More, das „Heilige Meer“, in zahllosen Liedern besingt und es wie eine lebenspendende, dabei aber doch furchtbare und drohende Gottheit verehrt. Denn furchtbar ist es. Wehe den Fischern, die im Sommer draußen sind, wenn unerhörte, plötzlich auftretende Stürme die Wasser, die sonst so klar sind, zu einem einzigen kochenden Gischt verwandeln! Wehe auch den Schlittengespannen, die im Winter, wenn sich eine viele Meter starke Eisschicht über die endlose Fläche spannt, sich verirren oder in eine der Eispalten geraten, die oft über Nacht entstehen. Sie versinken in diesen klaffenden Eislöchern hinunter in die eisigen Fluten. Man darf sich den vereisten Baikal nicht als eine

ebene Fläche vorstellen. Oft, wenn die erste Eisdecke schon fest darüberliegt, erwacht der See noch einmal und wirft sich wie ein gefesseltes Tier dagegen. Dann birst das Eis mit ungeheurem Donnern und wird von den Wassern in schweren Schollen übereinandergetürmt. Allmählich aber siegt die Winterkälte, und dann gibt es zwischen den Schollen und Blöcken Wege, die von den Sibirianern durch Tichten oder Birkenstämmchen gekennzeichnet werden.

Der erste Schlitten, der zu einem Dorfe jenseits der weißen Wüste fährt, nimmt eine Ladung Stämme mit und pflanzt sie in größeren Abständen ein. Die nächsten Schlitten folgen in gleicher Weise und bald ist, wenigstens im dichter bevölkerten südlichen Baikalbezirk, der See abgesteckt. Jetzt weiß der Jäger, Bauer oder Fischer: Die Birkenlinie führt nach jenem Dorf, die Tichten aber weisen den Weg in ein anderes. Und bald beginnt ein mehr oder weniger lebhafter Verkehr.

Dann geschieht es, daß tagsüber oder nachts der See, von innen her aufgewühlt, gegen die ungeheure Decke drückt und klaffende Risse, oft mehrere Meter breit, die Pfade auseinanderreißen. Und das gibt jeder nächtlichen Fahrt in der bedrückenden, schweigenden Öde dieser Eis- und Schneewüste etwas Beängstigendes und unvergeßlich Schauerliches.

Zwei Monate suchten wir in Eis und Schnee bei niederträchtiger Kälte die Baikalküste nach Ringelrobben ab. Ohne Erfolg. Wir waren schon ganz verzweifelt und nahe daran, die Ringelrobben für

ausgestorben zu halten. Da endlich stießen wir auf sie, — es war im späten Januar.

Seit Weihnachten war der See vereist, aber erst Mitte Januar hatten wir den nötigen Mut zusammengebracht, weiter hinauszugehen. Wir hatten genug von den Tücken des „Heiligen Meeres“ gehört und trauten ihm nur halb, wenn schon das Süßwassereis um ein vielfaches tragfester ist als das Meereis. Im nördlichsten Alaska, wo Imquill und ich anderthalb Jahre lang unter den Eskimos gelebt, hatten wir in diesem Punkt allerlei erlebt. Süßwassereis trägt schon bei der Stärke von dreißig Millimeter ziemlich sicher einen, auch zwei Menschen; beim Meereis aber ist es bei einer Dicke von 80 Millimeter noch durchaus ungewiß, wie ein Versuch ausläuft. Dabei ist dieses mürbe, niederträchtige Meereis auch noch völlig undurchsichtig.

Eins aber hatten wir bei den Eskimos gründlich gelernt, das war die Seehundjagd. Nicht die üble Robbenschlägerei, die hier ohnehin nicht in Frage kam, sondern eine mehr weidmännische Art, die von unseren Lehrmeistern „Autok“ genannt wurde. Eine zweite Art, bei der man auf dem Eis an den Wasser- und Atemlöchern der Seehunde lauert und sie beim Atemholen harpuniert, kam nicht in Frage. Wir wollten ohnehin uns mit einem einzigen Seehund begnügen, um so mehr, als hier die Tiere schon recht selten zu sein schienen. Zur Ernährung brauchten wir sie ja nicht unbedingt, wir waren hier nicht so darauf angewiesen, wie in Alaska, wo in den Eiswüsteneien längere schlechte

Jagdergebnisse einfach den Hungertod in bedenkliche Nähe rücken. Hier aber lieferten uns die Wälder mancherlei Getier, und aus den Eislöchern des Sees stachen wir mit dem Vierzack bei lohender Fackel nachts manchen Omul heraus.

Endlich also hatten wir an der Nordwestküste des Baikal Robben ausgemacht. Gegen zehn Uhr morgens zogen wir, Imquill und ich, auf den See, trennten uns aber bald, weil jeder für sich allein jagen wollte.

Zwei Stunden lang ging es in nördlicher Richtung vorwärts über tiefverschneite Flächen, zwischen Eisblöcken und Schollen, an schmalen Spalten vorbei, von denen man nie wußte, ob sie sich unter dem Schnee schlossen oder ob nur eine trügerische Decke darüber gespannt war. Da hieß es vorsichtig stets mit dem Stock das Gelände abtasten, wolle man nicht einmal unversehens versinken.

Die Sonne stand hoch am Himmel und warf blendendes Licht über die Eiswüste des Sees. Der Himmel schien grün und wolkenlos wie eine große Glocke über die Winterwelt gestülpt. Rein Laut, kein Vogelruf. Nichts als Eis, Schnee, Sonne und Himmel, soweit der Blick reichte. Nur zur Linken fand das suchende Auge Trost und Halt an den fernen zerklüfteten Gebirgszügen, die zum Seeufer schwindelnd steil abstürzten und manchmal senkrechte, völlig kahle Wände bildeten.

Gegen Mittag sah ich endlich in der Ferne auf einem Eisblock einen dunkeln Punkt. Das Glas zeigte einen Seehund, der in der Sonne sich wohlig

räkelte, in dessen Nähe, auf einer tiefen Scholle in Schneewehen, drei weitere Robben.

Wenn nicht alles schief ging, mußte ich bis ans Ziel kommen. Die Entfernung betrug vielleicht achthundert Meter. So konnte ich unbesorgt noch aufrecht gehen. Der Schnee und die dicken Walinki, die Filzschuhe, sorgten dafür, daß die Tiere mich nicht hörten. Und ihr Gesicht reicht nicht weiter als drei- bis vierhundert Meter.

Dann aber galt es, die Wachsamkeit des Seehundes, der den höchsten Punkt erklettert hatte, zu täuschen und eben — auch ein Seehund zu sein. Da heißt es also, sich auf den Boden legen, die Süße anziehen und sich rückweise nach Robbenart vorwärtsbewegen. Zweihundert Meter weit genügt das und noch ist eine übergroße Vorsicht nicht vonnöten.

Dann aber hat das Tier einen bestimmt erspäht, und es gilt, alle Bewegungen eines Seehundes, die vorher sorgfältig studiert sein müssen, getreulich nachzuahmen.

Langsam humpelte ich vorwärts, von Zeit zu Zeit hielt ich ein und hob sichtend den Kopf. Ja — und dann nicht vergessen, sich das Fell mit Vorder- und Hinterflossen zu kratzen, ein Handwerk, das gelernt sein will.

Nur gut, daß niemand zusieht, denke ich. Ein nichtsahnender Zuschauer möchte sich wälzen vor Lachen über das närrische Getue des sonderbaren Mannes im Schnee, oder er wird nach handfesten Leuten zur Dingfestmachung des Irren Umschau

halten. Ich aber konnte unbesorgt mir weidlich das Fell scheuern.

So, und nun hupf—hupf, wieder ein paar Sprünge vorwärts. Der Schnee, der mir trotz aller Abbindungen der Kleider irgendwie in die Ärmel und in den Hals gerät, ist keine Wohltat. Allmählich wird mir höllisch warm. Und wie müde diese blödsinnige Fortbewegung macht, wenn man doch einmal als Zweibeiner auf die Welt gekommen ist, das weiß auch nur der, der es selbst ausprobiert und sich dazu ein Schneefeld aussucht, in dem er über Schärfe und hinterlistig spitze Eisstücke gleiten, durch tiefen Schnee sich winden muß, drei-, vierhundert Meter weit.

Donnerwetter, denke ich, eigentlich solltest du dich einmal, ein einziges Mal nur, richtig ausstrecken! Einmal so richtig herhaft die klammen und wie gelähmten Glieder recken. Aber dann leb' wohl, Seehund! Ein Sprung vom Eisblock, und er ist mit Gefolge in seinem Wasserloch verschwunden. Also aushalten. Schön weiter Seehundmännchen machen, hupf—hupf, und wieder ein wenig kratzen. Inzwischen bin ich endlich auf fünfzig Meter herangekommen. Eine einzige unvorsichtige und unrichtige Bewegung und der Kerl ist weg! Aber ich habe das Geschäft ja gelernt, langsam genug. Und wenn ich auch noch gerade kein Meister darin bin, so habe ich doch kaum etwas zu fürchten. Merkwürdig übrigens, daß das scheue Tier nach den ersten Beobachtungen, die es auf zwei-, dreihundert Meter sehr sorgfältig macht, stets später auf den Ankömmling nur mehr flüchtig achtet. Es

weiß, es ist ein Seehund, der da kommt, das genügt ihm. Reine Gefahr! Es kann also ruhig weiter schlafen.

Und der Seehund schläft weiter. Zwei, drei Minuten, dann ist er wieder wach und sucht vorsichtig das Gelände ab, zwei Minuten lang. Dann folgt wieder ein Schläfchen, zwei Minuten lang, dann wieder Ausschau und so fort.

Allmählich bin ich bis auf fünfzehn Meter herangekommen. Das genügt. Unsere Eskimojäger in Alaska schlichen sich oft auf fünf, sogar auf drei Meter heran und schleuderten dann erst dem Tier die Harpune in den Leib. Soweit habe ich es nie fertig gebracht. Es gehört dazu wohl die Erfahrung eines ganzen Lebens oder die Vererbung ganzer Generationen.

Vorsichtig schiebe ich die Winchesterbüchse vor. Der Schuh muß genau zwischen die Licher gehen oder in den Hinterkopf. Auch dann läuft man noch Gefahr, daß die Robbe einen Todesprung nach dem Wasserloch zu macht und abgleitet. Dann ist die Beute verloren.

Ich liege fast bewegungslos. Nun habe ich die Büchse vorn. Sol Nun ein sorgfältiges Zielen. Im Feuer wirft sich die Robbe hoch und stürzt seitwärts vom Eisblock herunter. Ich springe auf. Planschend verschwinden die langgestreckten Körper der drei andern Tiere in den Wasserlöchern. Wie glölt glänzen die Felle. Aber, hurra, meine Robbe liegt fest!

Ich stürze darauf los. Und traue meinen Ohren kaum — denn ich höre ein grausliches Fluchen.

Nach einer kurzen Weile taucht mein lieber Freund Imquill auf, — er führt höchst unfeine Dinge im Munde. Er hatte dieselbe Robbengruppe angegangen.

Ich freute mich diebisch, denn er hatte als Jäger ohnehin schon allerlei Punkte mehr als ich. Aber diesmal war er der Dumme.

Die Robbe war ein schönes ausgewachsenes männliches Tier, leider ohne die seltene Ringelzeichnung auf der Oberseite, die für diese Art so charakteristisch ist.

Als ehrlicher Mensch muß ich bekennen, daß wir uns dann doch in den folgenden Wochen zu weitern Taten hinreißen ließen und aus dem einen Seehund ein halbes Dutzend wurde.

Felle, Fleisch und Fett haben unserm kleinen Haushalt doch wohlgetan. Und schließlich — wir waren beide leidenschaftliche Jäger. Vor allem hatten wir erst geglaubt, daß die Ringelrobbe im Baikal schon sehr selten geworden sei, bis wir feststellten, daß dies durchaus nicht der Fall war. Hätten wir statt der sechs Stück sechshundert erlegt, dann hätte die Baikaltierwelt auch dadurch noch keineswegs eine feststellbare Einbuße erlitten.

Und doch schien es eines Tages im Februar, als ob der See uns für unsere Freveltaten furchtbare Rache geschworen habe. Den ganzen Tag streiften Imquill, Semjon Pawlowitsch und ich tief in den Eiswildnissen des Baikal, ohne daß uns auch nur ein einziges Stück Wild zu Gesicht gekommen wäre. Unsere Laune war nicht gerade rosig.

Es ging gegen 5 Uhr nachmittags.

Der Himmel, der schon den ganzen Tag grau umzogen war, senkte sich immer tiefer und dunkler auf die endlose Eisfläche nieder. Kein Lüftchen regte sich. Der Gesichtskreis verschwamm in einem graudunstigen Nebel, und die noch fernen Baikalberge, die vor uns lagen, schienen sich leicht zu bewegen und aus einer weichen Masse zu bestehen. Von ihren Gipfeln war nichts zu sehen.

Wir hatten bis zu unserm Blockhaus wenigstens noch drei Stunden weit zu gehen, einen mühevollen Weg durch Eis und Schnee. Dabei waren wir vom Umherstreifen reichlich müde und hätten am liebsten eine halbstündige Rast eingelegt. Aber der Russe trieb vorwärts. Es würde bald bös zu schneien anfangen. Dann müßten wir möglichst schon unter Dach sein.

Es war merkwürdig warm geworden. Es herrschte eine eigentümliche, drückende, bleierne, schwüle Stille. Die Sonne neigte sich früh. Nur ein fahler Schein zeigte die Stelle, wo sie stand.

Wir hasteten vorwärts. Unter den schweren Schubas brach uns der Schweiß aus. Es begann dämmerig zu werden. Die Farbe des Himmels ging aus einem lichten Grau rasch zu schwärzlichen Tönen über. Die gleichmäßige Wolkenmasse senkte sich langsam tiefer, wie ein riesiges schwarzes Brett, das unaufhaltsam, von einer verborgenen Macht bewegt, niederkam und uns zerdrücken würde.

Die Laikis, sibirische Verbellerhunde, die wir von einem Bauernjäger gekauft hatten, und die Semjon Pawlowitsch an der Leine führte, blieben von

Zeit zu Zeit stehen, warfen den Kopf hoch und heulten in langgezogenen Tönen. Eine unheimlich drohende Stimmung tat sich auf.

Der Himmel sank immer tiefer, die Wolkenmasse wurde schwärzer. Das Bild des Baikal als eines riesigen Sarges drängte sich mir auf, der Himmel konnte als Deckel ihn abschließen und uns ersticken.

Schweigend und keuchend ging es vorwärts. Rein Wort fiel.

Endlich kam rechts von uns, wo das Nordende des Sees sein mußte, ein heller Schein. Es schien, als habe sich dort in der Wolkenwand ein Loch gebildet, durch das ein gelbliches Licht sickerte. Ich atmete erleichtert auf und deutete hinüber. Aber Semjon Pawlowitschs von der Schwüle und dem atemlosen Vorwärtsjagen roterhitzes Gesicht verfärbte sich. Sein Körper schien zusammenzusinken. Mit der zitternden rechten Hand schlug er ein Kreuz um das andere, während er unverständliche Silben murmelte. Ein jäher Gedanke durchfuhr mich: Wie, wenn nicht nur ein Schneesturm kam, sondern eines jener unausdenkbar schauerlichen Unwetter, die den Grund des Sees aufwühlten, daß er die Eisdecke sprengte wie dünnes Glas? Wie oft war das nicht schon vorgekommen! Wieviel tausende von Menschen hatte der See an solchen Tagen nicht schon eingeschluckt?

Ich fühlte, wie ich inmitten der unheimlich lastenden Schwüle eiskalt wurde. Auch Imquills hartes, unbewegtes Gesicht schien merkwürdig verändert. In diesem Augenblick kam irgendwoher ein hoher

singender Ton, erst fern und unbestimmbar, wuchs an. Die Tonlage senkte sich langsam wieder und wurde zu einem erst klagenden, dann wild drohenden, furchtbaren Heulen, das nach der Lautlosigkeit der letzten Stunden doppelt auf die Nerven ging. Gleichzeitig schien die Temperatur mit einem Schlag zu sinken.

Die Laikis rissen an den Leinen. Wir versuchten zu laufen. Das fahle Loch am Horizont war verschwunden, die Sicht nach rechts verkürzt auf die Hälfte. Der Blick traf eine graue Wand, die sich rasch zu nähern schien.

Plötzlich kamen von rechts her Wolken aufgepeitschten Schnees in rasendem Flug heran. Ein ungeheuerer Windstoß segte über die Fläche und traf uns so heftig, daß wir taumelten. Unsere Pelzmützen flogen davon und verschwanden in der Schneewolke. Die Laikis legten sich nieder und weigerten sich, weiterzugehen.

Eben riß der Russe die Hunde an den Riemen hoch, als es plötzlich dunkel vor mir wurde. Ein ungeheuerer Druck preßte meine Augen zu. Gleichzeitig fühlte mich eine wirbelnde, überweltliche Kraft und schleuderte mich mit einem Schlag unter taumelnden Drehungen zu Boden. In meinen Ohren brüllte und brauste es, es donnerte und krachte rings umher. Halb von Sinnen tastete ich um mich. Schnee, Schnee unter mir, über mir. Und ein nicht zu schilderndes, höllisches Geheul raste, brüllte und tobte über mich hinweg, eine irrsinnige Jagd! Die Luft, der ganze Himmel schien zu brüllen, zu dröhnen und zu schreien. Wie aus

hunderttausenden riesigen Rehlen gellte es und lausste es durch die Nacht.

Jetzt hörte ich unter mir ein helles knatterndes Krachen, das sich im Sturm wie das feine Reißen eines Seidengewebes anhörte.

Eine sinnlose Verzweiflung überkam mich. War das das Ende? Und wo waren die andern? Sollte ich rufen? Lächerlich, auch nur daran zu denken, in dieser brüllenden Hölle gehört zu werden! Schnee wehte über mich, ward über mich geschüttet in ganzen geschlossenen Schichten. Mühsam, halb unbewußt, arbeitete ich mich hoch. Eiße Windstöße drückten mich wieder nieder unter einem Druck, der die Luft wie eine feste Masse zusammenpreßte. Das Atmen wurde beinahe unmöglich.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand dauerte. Eine Minute? Zehn Minuten? Unmöglich, das zu sagen. Dann verklang fast mit einem Schlag das Geheul. Stille tat sich auf, und die Lunge atmete wieder freier. Und doch hatte dieser Zustand im ersten Augenblick etwas irgendwie tödliches, als habe alles Leben aufgehört, als sei nun alles abgeschlossen. Ich wagte kaum, mich zu rühren.

Da spürte ich eine Bewegung neben mir. Der Schnee regte sich und im Dunkel fühlte ich etwas Warmes und Feuchtes auf meiner Hand. Was war das? Entsetzt riß ich die Hand zurück. Sollte das Eis doch durchgebrochen und ich am Versinken sein? Dann aber erhob sich aus dem Schnee das gutblickende, zerzauste Gesicht eines unserer Laikis. Jetzt war mir mit einem Schlag frei und

leicht. Ich war nicht mehr allein. Ich hatte ein warmes, lebendiges Wesen bei mir.

Langsam wurde es nun doch heller. Ich rief Imaquill und Semjon Pawlowitsch. Raum drei Meter neben mir ertönte Antwort. Dort lag, noch im Schnee vergraben, der Russe. Ich kroch zu ihm hinüber. Da tauchte auch Imaquills Kopf auf. Gott sei Dank! Mühsam richteten wir uns auf. Die Glieder waren wie zerschlagen. Dabei begannen wir entsetzlich zu frieren. Wir zitterten vor Kälte, die Zähne klappten. Hätten wir wenigstens den letzten Rest Branntwein nicht schon am Mittag vertan!

Jetzt erst, im halbhellen Licht, sahen wir, daß es schneite. Wie eine weiße, undurchdringliche Wand stand der fallende Schnee um uns. Unmöglich, auch nur zwei Meter weit zu sehen. Wir drängten uns zusammen und begannen den Weitermarsch.

Bis an den Leib reichte uns der Schnee. Es war unsäglich, wie in den wenigen Minuten neue Schneemassen von solcher Stärke heruntergekommen sein konnten. Langsam nur kamen wir vorwärts. Nach wenigen Schritten schon glichen wir Schneemännern, alles Abschütteln war vergebens.

Fünf Stunden brauchten wir, um die Blockhütte wieder zu erreichen, fünf Stunden, die erfüllt waren mit einem erbitterten Kampf gegen Schnee und Eis, vor allem aber gegen die lähmende Müdigkeit und die teilnahmslose Gleichgültigkeit, die immer gefährlicher wurde. Nur ein Gedanke beherrschte uns: Schlafen, schlafen. Nur fünf Minuten schlafen! Aber diese fünf Minuten wären zum Schlaf für die Ewigkeit geworden.

In der vierten Stunde besonders jammerte Semjon Pawlowitsch, wir möchten ihn doch zurücklassen. Er komme schon nach, er komme ganz bestimmt nach, wenn er ein klein wenig geruht habe. Er wolle nicht einmal schlafen. Der Russe weinte vor Erschöpfung. Es half nichts. Wir gaben nicht nach. Schließlich ließ er sich einfach zusammensinken. Alle guten Worte waren vergeblich. Da packte Imaquill ihn am Halse, schüttelte ihn, schrie ihn an und gab ihm ein paar derartige Ohrfeigen, daß dem armen Kerl Hören und Sehen verging. Da wurde er wieder munter.

Gegen halb zehn Uhr nachts kamen wir endlich an, taumelnd vor Erschöpfung und fast bewußtlos. Wir stürzten wie gefällt auf unsere Läger und schon im Schlaf zogen wir die Zelle über uns. Erst gegen Nachmittag des andern Tages erwachten wir.

Semjon Pawlowitsch aber hat sich noch oft für die ersten und einzigen Ohrfeigen bedankt, die er von Imaquill bezogen hatte. Sie haben ihm das Leben gerettet.

Die Lena hinab

Es war in den ersten Maitagen. Die Kaschputza, die unangenehme Tauwetterzeit, war glücklich überstanden, und die große Verzauberung des sibirischen Frühlings hatte die Winterwelt in einen blühenden Paradiesgarten verwandelt.

Vergessen waren die trostlosen Nächte des Winters, der so endlos schien, vergessen die oft unerhörte Kälte; vergessen die oft unerträgliche Langeweile von Tagen und Wochen im verschneiten Blockhaus, wenn draußen der Schnee fiel, tagelang, wochenlang; vergessen die Stürme, das elende Herumkauen am steinhart gewordenen Suchari und der Überdruß an den ewigen Pelmenis, den gefrorenen Fleischkugeln, von denen man den ganzen Winter über seinen Vorrat hat für die zahllosen Tage, an denen an Jagd nicht zu denken ist oder an denen man hundsmüde, mit zerschlagenen Knochen und leeren Händen heimkommt. Vergessen war die manchesmal niederträchtige Stimmung, das Fluchen auf Land und Leute, vergessen alle Not und aller Ärger.

Unsere große Ossinowka, das Flußboot, das im Spätherbst Semjon Pawlowitsch aus dem Stamme

einer riesigen Espe (russ. ossina) gehauen hatte, glitt, mit unseren Siebensachen wohlverpackt, lenaabwärts, zwischen den Baikalbergen hindurch, die allmählich abebbten und zu einer hügeligen Landschaft sich wandelten, in der die hohen Bergzüge fern und blau den Gesichtskreis abschlossen.

Rechts und links trat die Taiga heran bis an den Fluß, der hier noch recht seicht ist. Die Birkchen leuchteten in goldhellem Grün aus dem Dunkel der Zirbeln hervor, hunderte von kleinen Inselchen tauchten auf, von Schilf und Blumen überwachsen. Hohe, knorrige Weiden standen wie alte, verkrüppelte Herren am Ufer, mit wallenden Bärten aus dürrem Pflanzengewirr, das sie beim Frühjahrshochwasser aufgefangen und festgehalten hatten.

Abends schlügen wir irgendwo ein Zelt auf, am Rande des Waldes, wo es trockenes Holz in Fülle gab. Bis Mitternacht fast blieb es hell. Früh am Morgen ging es weiter, eine herrliche, unvergessliche Fahrt durch eine paradiesisch Schöne, jungfräuliche und unentweihte Welt.

Wir kamen nur langsam vorwärts. Es gab allerlei Aufenthalte. Schwemm- und Fallholz versperrte uns zwischen den Inselchen den Weg oder ein Wild lockte. Ein paar Eichhörnchen erlegten wir unterwegs, ein Burunduk darunter, und als willkommene Ergänzung für die Küche Enten und Gänse.

Um schlimmsten aber war es, daß sich allmählich zeigte, daß unser Boot für drei Menschen, zwei

Hunde und das Gepäck doch zu klein war. Mit der Zeit begannen die Glieder, die wir im Boot zusammenkrümmen mußten, empfindlich zu schmerzen. So kam es, daß Imquill und ich mit den Hunden immer größere Strecken zu Fuß gingen und uns längs des Ufers einen Weg suchten, während Semjon Pawlowitsch das Boot flußabwärts steuerte und bei den lagunenartigen Einbuchtungen uns übersetzte.

Das mußte anders werden. Bei erster Gelegenheit wollten wir im Tausch gegen Zelle noch eine größere, geräumigere Lodka zu erwerben suchen und die Ossinowka nur noch als Jagd- und Fischboot benutzen. Wir hatten die Absicht, hoch nach Norden, möglichst weit über Jakutsk zu kommen, in Gegenden, die von Europäern noch kaum betreten waren, hoch hinauf in die menschenleeren Gebiete der Tundren und des ewigen Eises.

Mit unserem Bootskauf aber mußten wir uns länger gedulden, als wir erwartet hatten. Noch waren Dörfer selten, und wenn wir wirklich einmal ein passendes, großes Boot entdeckten, dann blieben alle unsere Überredungskünste umsonst. Wir mußten eben warten, bis wir in die Nähe der dichter und regelmäßiger besiedelten Gebiete kamen, an einen jener von schauerlichen Erinnerungen umwobenen Wege, auf denen die russischen Verbannten nordwärts in die Gefängnisse und Bergwerke getrieben wurden.

Um Ufer wechselten Wälder und Steppenflächen, grüne Wiesen und dunklere Heiden, sprossendes

Schilf und im Sonnenlicht rotleuchtende Sandsteinwände.

In Wercholensk fanden wir endlich ein Boot, so groß, wie wir es uns gewünscht hatten und wurden nach dem üblichen Feilschen handelseins. Andern Tags gings weiter, dem Norden zu. Allmählich verbreiterte sich die Lena. Immer noch war sie aber stellenweise recht seicht. Bald lagen Ust-Ulginskaja und Samanovskaja hinter uns. Wir näherten uns dem größern Orte Ust-Ortinskaja. Aber auch dieser Ort glich den andern auf ein Haar. Hier, wie überall, standen hinter zerfallenden Zäunen die düstern, kleinen Holzhäuser, eine armselige Holzkirche dazwischen, verloren und trübselig in der endlosen Weite. Es reizte uns wenig, auszusteigen, es sei denn, daß wir uns in irgendeiner kläglichen Lafka, einem Laden, etwas besorgen wollten.

Nun lagen Imquill und ich faul und schlaftrig im Boot auf den ausgebreiteten Bärenfellen. Die überhängenden Zweige der Bäume schwammen manchmal schattenhaft über uns hin, wenn die Lodka in Ufernähe am Waldrande vorbeiglitt. Semjon Pawlowitsch führte das Steuerruder, einstöning und einschläfernd klang das Plätschern der Wasser von dort herüber.

Wir waren ziemlich müde. Früh am Morgen, kaum eine halbe Stunde waren wir unterwegs, da hatte uns der Russe mit dem hervorgestoßenen Ruf „Losj, barin! Ein Elch, Herr!“ in die Höhe gebracht. Polternd brach ein schwerer Körper durch das Unterholz. Die Laikis, deren Untuhe uns schon

vorher aufgefallen war, hoben ein aufgeregtes Winseln an. Was sollten wir tun?

Eigentlich war eine Pirsch ziemlich aussichtslos, aber der Funke von Hoffnung, doch noch auf das edle Wild zu stoßen, ließ uns keine Ruhe. Es schadete uns nach der faulen Fahrerei der letzten Tage ohnehin nichts, wenn wir unsere Knochen einmal wieder ordentlich bewegten. Also ans Ufer, die Hunde losgekoppelt, die Büchse aufgenommen, und fort gings in den morgenfrühen Urmor. Wenn auch jetzt an ein nur halbwegs anständiges Geweih nicht zu denken war — die im November abgeworfenen Schaufeln, die sich im Frühjahr neu bilden, sind kaum im August gefegt — so gab es doch wenigstens Fleisch. Und das konnten wir brauchen. Den ganzen Morgen streiften wir umher. Als wir schließlich den Laut der Laikis hörten, daß uns das Herz hochauflöpfte, war es ein augenscheinlich hochbeschlagenes Tier, das die Hunde im unterholzreichen Fichtendickicht gestellt hatten. Da gaben wir es, müde und hungrig geworden, auf und waren froh, als wir nach allerlei Umwegen endlich unsere Boote wiedergefunden hatten.

Die Fleischnot sollte bald aber auf eine andere Weise behoben werden.

Am Nachmittag — wir fuhren eben an einer der tiefen, weit ins Land reichenden schilfigen Lagunen vorbei — trafen wir am Land einen alten verwitterten Jäger, wie man deren besonders im Norden finden kann, wo sie als Trapper ein hartes, entbehrungsreiches Dasein führen. Wir hielten an, da ich mich recht gern ein wenig über

die Wildbestände des Gebietes, das wir durchfahren mußten, unterrichten wollte. Da hörten wir zu unserer Freude, daß der große Frühjahrszug der Gänse noch andauere. Dabei hatte ich geglaubt, daß wir dafür um wenigstens drei Wochen zu spät daran seien.

Es dauerte nicht lange, und wir hatten unsere Boote aus der Strömung in die Lagune geschleppt, die sich hier zu einem regelrechten See erweiterte. Bald saßen wir in der Hütte des Jägers; sie war in die Erde gegraben. Da erfuhren wir nun, daß er seit vielen Jahren im April regelmäßig diese Hütte besuchte und alljährlich beim großen Zug der Enten und Gänse an dieser Stelle viele hundert dieser Tiere erlege und nach Ust-Ortinskaja liefere, von wo sie flußabwärts nach Kirensk gingen.

Nun, seine Hütte hatte er sich recht wohnlich eingerichtet. Sie war geräumig, der Fußboden war mit Balken und Brettern ausgelegt. In der Ecke war ein Schlaflager aus Fellen, sogar ein Tisch und eine Bank waren da. Und das erstaunlichste war, auch ein kleiner Ofen, in dem jetzt allerdings kein Feuer brannte, sorgte in den noch kalten März- und Apriltagen für die nötige Wärme.

Wir versprachen dem Alten, wenn am Abend der Zug käme, ihm beim Abschießen behilflich zu sein. Nur machten wir aus, daß wir ein Dutzend Gänse mitnehmen würden, die wir einzusalzen gedachten. Damit war der Mann herzlich gerne einverstanden und konnte es auch sein, denn unsere beiden Schrot-

flinten konnten im entscheidenden Augenblick für ihn von allergrößtem Wert sein.

Nun machten wir zunächst noch, um das Gelände kennenzulernen, eine kleine Wanderung in die Umgebung der Hütte. Dort sahen wir als erstes ein halbes Dutzend ausgestopfter Graugänse, die Lockpuppen, die in einer Gruppierung, die genau den Gewohnheiten der wilden Gänse angepaßt war, hingesetzt waren, mit dem Kopf gegen den Wind, da fast alle Wasservögel gegen den Wind abstreichen. Übersähe man nur diese scheinbare Kleinigkeit, so wartete man umsonst auf das Wild. Die scheuen Gänse hielten sich bestimmt von diesem Platz fern, der ihnen höchst verdächtig erschien. Der See war mit viel Schilf umwachsen und rings von der Taiga, die hier sanft anstieg, eingeschlossen. Wir marschierten ein gutes Stück ringsum, während uns der alte, erfahrene Waldmensch allerlei über die diesjährigen Wanderzüge erzählte. Die Bernickelgänse waren schon vorüber. Mit dem Jagdergebnis war er höchst unzufrieden. Auch von den Saatgänsen hatte er sich mehr versprochen. Wohl waren sie, wie alljährlich, zu tausenden und abertausenden gekommen, aber oft spät am Abend, wo es mit dem Büchsenlicht nicht mehr weit her war. Oder aber sie waren am andern Ufer des Sees niedergegangen, wo in früheren Jahren sein Sohn auf dem Anstand gelegen hatte. Der aber war vor zwei Jahren erschossen worden, der liebe Gott möchte wissen von wem und warum. Nun war er allein in der Wildnis, nachdem seine Frau schon vor mehr als zwanzig Jahren gestorben war.

Er lebte ganz für sich, von Jagd und seltenem Fischfang, und die Vogelzüge im Frühjahr waren seine größte Einnahmequelle.

Als wir zur Hütte zurückkamen, dauerte es eine ganze Weile, bis ich sie entdeckte, so vorzüglich war sie verborgen und mit Schilf verkleidet.

Wir zündeten uns noch eine Pfeife an, erzählten dem Alten von unseren Fahrten und von Europa. Er hörte kopfschüttelnd zu. „Boje moi, Boje moi, mein Gott, mein Gott!“ rief er ein ums andere Mal aus, und ich habe ihn im Verdacht, daß er uns von allem recht wenig glaubte. Radio zum Beispiel! Wie konnte es geschehen, daß man Musik hörte, die viele tausend Wiorst entfernt gemacht wurde? Und wozu sollte das gut sein?

Der Abend kam, und mit ihm kamen die Gänse. Ein einzelner, kleiner Zug erst. Der alte Trapper nahm ein Stück Birkenrinde und begann zu locken: Gahkah-kakgak. Wir waren sprachlos darüber, daß es möglich war, mit einem so urwüchsigen Mittel den Schrei der ziehenden Gänse so täuschend echt nachzumachen.

Die Gänse schwenkten ab, begannen mehrmals in weiten Kreisen zu ziehen, indes wir atemlos gespannt folgten. Endlich fielen sie ganz in der Nähe der Hütte und der Lorkpuppen ein. Gahkak, kakgah lockte der Alte, als aus dem Zug Antwort ertönte „Gikgak“.

Wir hoben die Gewehre. „Nicht schießen!“ flüsterte der Jäger. Und nun sahen wir warum. Endlose Züge von Graugänsen kamen, senkten sich nieder, ungeheure Schwärme, Wolken von Gänzen, zogen

dicht über uns hin und erfüllten die Luft mit tosendem, brausendem und polterndem Flügelschlagen. Das Wasser rauschte auf unter den tausenden einfallenden Gänzen und ein verwirrend schnatterndes Tattatah erscholl aus dem Schilf.

Jetzt war es an der Zeit. Schuß auf Schuß krachte. Unnötig auf ein einzelnes Tier anzulegen, die Schrotladung brauchte nur in die Wolke hineingehalten zu werden und drei und vier Gänse plumpsten ins Schilf oder klatschend ins Wasser. Es war eine wilde und doch aufregende Schießerei, die andauerte, bis die Dunkelheit hereingebrochen war. Da war es ruhig geworden und kein Flügelenschlag mehr zu hören.

Als wir am andern Morgen die Strecke betrachteten, ergab es sich, daß weit über hundert Gänse geblieben waren. Der Alte war überglocklich, das gab einen unerwartet schönen Erlös für ihn.

Der europäische, weidmännisch empfindende Leser wird über diese Schlächterei ein wenig entrüstet sein. Wenn er aber die für ihn einfach unvorstellbaren Mengen von Geflügel, das alljährlich die Züge unternimmt, kennt, Züge, die trotz Jahrzehntelanger Verfolgung nicht die mindeste Abnahme erkennen lassen, dann müßte er das Ganze mit andern Augen ansehen, nämlich als das, was es ist: eine Erwerbsquelle des sibirischen Jägers, die mit weidgerechter Jagd so wenig zu tun hat wie der Heringsfang der großen Züge mit sportgerechter Fischweid.

Die Gänse luden wir am andern Morgen früh in

unser Boot und in das des Trappers; bisher waren sie im Schiß verstekkt. Der Alte war heilstroh, die reiche Beute auf diese Weise so schnell nach Ust-Ortinskaja bringen zu können und wußte sich in Dankesbezeugungen nicht genug zu tun.

Oft habe ich später noch an den alten, damals schon sechzigjährigen Trapper denken müssen, den wir so zufällig kennengelernt hatten, und der allein, vereinsamt und von allen vergessen, sein hartes, bitteres und doch auch wieder friedvolles Leben im Schweigen der Taiga lebt, indes fern, fern die große Welt braust, von der er nie etwas hörte und ahnte.



Die Tage verflogen. Wieviel Wochen waren es nun schon, daß wir auf der Lena stromabwärts trieben? Nun sollten wir endlich nach Kirensk kommen. Von den Bauern der kleinen Dörfer hatten wir so oft von der Stadt gehört, daß wir allmählich den Eindruck gewannen, Kirensk sei eine Art sibirischer Weltstadt.

Und dann wären wir fast vorbeigefahren, denn wir warteten immer noch auf die große Stadt. Was vor uns lag, das war ein Dorf von kaum zweitausend Einwohnern, hingebreitet auf einer kleinen Insel, von der Lena mit zweigeteilten Armen umfangen.

Wir legten in der Nähe der Dampferanlegestelle an, banden das Boot fest und hielten ein wenig

enttäuscht unsern Einzug. Mit den vornehmen, hellerleuchteten Gasthöfen, die uns vorgeschwett hatten, war es wieder einmal nichts. Armelige Holzhäuschen reihten sich aneinander, kleine Bauernhöfe mit kümmerlichen, verfallenden Ställen, drei oder vier kleine Kirchen, darunter ein uralter Bau am Rande eines kleinen Zirbelkiefernbestandes, am „Hafen“ noch ein paar Lagerhöfen und Baracken — das war die „Stadt“. Nein, da fühlten wir uns doch draußen auf dem Strom, in den Wäldern und blumenübersäten Wiesen wohler. So ergänzten wir unsere Vorräte, so gut es ging, kauften Tabak und Zündhölzer. Dann trieben wir uns noch sozusagen aus Gewissenhaftigkeit den ganzen folgenden Tag in der Stadt und deren Umgebung herum und waren es herzlich zufrieden, als wir wieder in unserer Lodka saßen und das Boot uns weiter stromab trug.

Jetzt näherten wir uns langsam dem größten Goldbezirk Sibiriens, der von der Lena und ihren rechten Nebenflüssen Witim und Olekma eingeschlossen wird. Je näher wir kamen, um so öfter fing Semjon Pawlowitsch davon zu sprechen an. Was war unser lächerlicher Goldwäscherbetrieb am Tagul im vergangenen Jahre gegen die Möglichkeiten, die es hier gab, gegen die ungehobenen Schätze des Gebiets, das da vor uns lag, das allein soviel Gold lieferte, wie alle die vielen reichen andern Länder Sibiriens zusammen!

Semjon Pawlowitschs Reden wurden immer ausschweifender und bildhafter, seine Augen leuchtender. Welche Gelegenheiten! Ganz ergebenst machte

er als getreuer Diener die hochwohlgeborenen Herrschaften aufmerksam.

Nun, wir wollten einmal sehen, erklärten wir ausweichend. Wir hatten andere Pläne.

Aber je näher wir dem Witim kamen, um so einleuchtender und vernünftiger schien es, einmal einen Versuch zu machen, einen ernsthaften Versuch, nicht nur so spielerisch wie am Tagul. Wenn wir schon zehntausend Kilometer von der Heimat entfernt in das Goldorado kamen, warum sollten wir uns dann nicht wenigstens bücken, um die Schätze aufzuheben, die das gesegnete Land so verschwenderisch versprach? Was lag daran, wenn wir schließlich ein paar Wochen blieben? Könnten wir nicht wirklich Glück haben und ein Lager finden, das mit fürstlichem Reichtum unsere Mühe lohnte? Und wenn wir wieder einmal in die Heimat kommen sollten, dann hatten wir uns wenigstens nichts an versäumten Gelegenheiten vorzuwerfen.

Als wir nach einigen Tagen Paruschinskoje passiert hatten und uns der Mündung des Witim näherten, stand unser Entschluß nicht nur fest, sondern es hatte schon erregte Auseinandersetzungen gegeben, wohin das Feld unserer fruchtreichen Tätigkeit verlegt werden sollte. Schon kam Witimskoje in Sicht. Zur Rechten strömte der Witim breit heran und die Lena wuchs mächtig. Aus dem Bergflüßchen, das uns zwischen Inselchen, rasenden Schnellen und Fällen aus den Baikalbergen getragen hatte, war ein Strom geworden, der in einer Breite von mehr als einem Kilometer langsam und majestätisch dahinfloß.

In Witimskoje wurde Rast gemacht und erneut Kriegsrat gehalten. Was tun? Sollten wir mit dem Dampferchen, das Ende der Woche witim-aufwärts ging, fahren und dann die goldschweren Gefilde von Bodaibo zu erreichen suchen?

Ich hatte ernste Bedenken. Gerade dort mußten wir auf allerhand wüste Gesellen stoßen, deren Bekanntheit wir lieber vermeiden sollten. Sie konnte bei der herrschenden Unsicherheit der Gesamtverhältnisse bitterböse Folgen haben. Warum auch die alten Wege einschlagen, Gebiete absuchen, die wahrscheinlich ohnehin schon um- und umgegraben sind?

Die Karte zeigte kaum hundert Wjorst vor uns gegenüber dem Dörfchen Krestovskoje ein Flüßtälchen, das durchs Gebirge zum Patomafluß führte. Wie wäre es, wenn hier das Land unserer Zukunft läge?

Imquill war einverstanden. So tauschten wir in Witimskoje den Rest unseres kostbaren Pelzwerks gegen vier gute Sibirenpferde ein, veräußerten die beiden Boote, verteilten unser Gepäck und weiter gings lenaabwärts.

Unsere Pferdchen, wetterharte, ausdauernde Konniges, trotteten durch den hellen Morgen. Wir waren wieder einmal recht ausgelassen. So auf den Gäulen hinzureiten durch das ebene Land, das war doch einmal etwas anderes nach den elenden, endlosen Wintermonaten im Baikallager und nach der langen Bootsfahrt. Sie war herrlich, gewiß, aber Wochen und Wochen im Boot, und immer wieder

das gleiche, das war doch zu ermüdend geworden. Zudem war inzwischen der Sommer gekommen — ach, er ist ja so kurz, der sibirische Frühling — die Fliegen begannen schon zu einer unerträglichen Plage zu werden. Mittags glühte die Luft über dem Wasser, sengte und brannte, und die Lodka schien aus heißem Metall zu sein. Fahre hin! Wir saßen wieder zu Pferde, zwar nicht „hoch zu Ross“, dafür waren die Konijs zu klein, aber nichtsdestoweniger stolz und zufrieden.

Gegen Mittag, als die Sonne uns ihre müttlerliche Liebe allzu glühend fühlen ließ, lenkten wir rechts ab in den Schatten der Taiga, kochten unser Mittagsmahl und taten einen langen, ergiebigen Schlaf, aus dem wir mit schweißnassem Gesicht und schweren Köpfen erwachten. Die Lena war nicht weit. Wie wäre es, wenn wir vor dem Weiterritt uns durch ein Bad erfrischten? Gesagt, getan.

Aber als wir uns vom Waldlager erheben wollten, gabs ein jämmerliches Gestöhne. Die Oberschenkel waren wie zerrissen, jeder Muskel, jede Sehne schmerzte einzeln und mit Hingabe; die Folge des längst ungewohnten Rittes. Na, das konnte ja gut werden!

Mühselig schleppten wir uns dem Ufer zu. O weh, wer hätte gedacht, daß das Ufer doch so weit vom Rastplatz entfernt sei! Nur der Trost hielt uns aufrecht, daß das Bad die entzündeten Sehnen kühle und beruhige.

Semjon Pawlowitsch hatte allerdings vorgezogen, „bei den Pferden zu bleiben und auf die Sachen

aufzupassen“, wie er schlaftrig verkündete. Wir ließen ihn liegen. Warum soll man den Menschen gewaltsam Wohlthaten erweisen?

Weidenbüschel und Erlen umsäumten den Fluß. Rasch flogen die Kleider vom Leibe, dann ging es mit schnellen Schritten ans Wasser, das bald bis an den Leib reichte. Aber, pfui Teufel, der Boden war schlammig! Während ich mir zum Abkühlen ein paar Hände voll Wasser über Kopf und Rücken schüttete, hörte ich Imquill über die Fliegen seine schönsten Flüche daherdonnern.

Indes sank ich langsam in den Schlamm ein. Als ich mit dessen recht bewußt wurde, da steckte ich schon bis über die Knie drin. Das Wasser reichte mir jetzt bis an die Brust.

Erst lachte ich zwar noch, aber als meine Anstrengungen, mich zu befreien, nur zur Folge hatten, daß ich schneller und tiefer einsank, wurde mir plötzlich eiskalt und ein Schreck, der nicht ganz gelinde war, durchfuhr mich.

Ich drehte mich nach Imquill herum, dessen Stimme sich trostreich ein paar Schritte unterhalb in allerlei nicht salonfähigen Reden erging.

„Du, Imquill,“ sagte ich, „ich stecke hier in dem verwünschten Schlamm fest und komme nicht mehr heraus, im Gegenteil, ich sinke langsam, aber sicher. Wenn du mir noch etwas zu sagen hast, dann tue es bald, weil mir sonst das Wasser in die Ohren laufen wird und ich nichts mehr höre.“ Ich bin bemüht, so recht leichthin und in ein wenig scherhaftem Tone zu sprechen, denn es ist nicht nötig,

dass er mich, wenn er mich gleich herausgezogen hat, meiner Angste wegen hängelt.

„So so, also du auch?“ sagte er ganz kalt. „Weshalb glaubst du denn eigentlich, dass ich hier stehen bleibe und mit meiner wohlautenden Stimme die Fliegenbestien unterhalte?“ Jetzt wurde mir aber doch allen Ernstes unheimlich. In den kleinen Urwaldflüssen so leichtsinnig ins Wasser zu gehen, das wäre uns nie eingefallen, denn dort sah man von außen schon meist den schwärzlichen, am Ufer von der Sonnenhitze gerissenen Schlamm, der obendrein noch recht gemein stank. Leider tat das übrigens der Lena-Schlamm auch, wie ich jetzt längst festgestellt hatte. Im Winter wird das Wasser der kleinen Schlammflüsse braun und stinkend, für Mensch und Tier einfach ungenießbar. Zu dieser Zeit sind die Fische längst in die großen Ströme abgewandert, die reineres Wasser führen. So also sah das reine Wasser der Lena aus!

Schlammwände an der Lena, das war mir neu, und es hatte den Anschein, als ob wir diese Erkenntnis ziemlich teuer bezahlen müßten. Semjon Pawlowitsch war weit. Er hörte uns nicht rufen. Außerdem schlief er bestimmt.

Mittlerweile fielen die Fliegen und Gelsen in Surrenden und singenden Schwärmen über uns her, so dass ich wohl oder übel gezwungen war, immer öfter Körper und Kopf unterzutauchen. Jede solche Bewegung aber hatte ein weiteres Einsinken zur Folge. Dabei wurde der Schlamm an den Füßen ganz empfindlich kalt. Langsam zog sich die Kälte

an den Beinen hoch. Ich begann, da unten jämmerlich zu frieren, während Schultern und Kopf in der prallen Sonnenglut von dem Moskitogeschmeiß blutig gestochen wurden.

Plötzlich hörte ich wieder Imquills Stimme: „Du, stehst du auch schon auf festem Boden?“

„Nein,“ mußte ich leider wahrheitsgemäß erwidern. „Bei mir scheint ein großes Loch zu sein und da werde ich wohl so langsam drin versacken. Sei froh, daß du so lang bist, bei dir dauert es wenigstens länger.“

Das heißt, er hatte ja etwas von festem Boden gesagt. Das gab es also? Der Schlamm reichte demnach nicht bis ins Unendliche. Viel weiter brauchte es ohnehin bei mir nicht mehr zu sein. Das Wasser hatte eben den Hals erreicht.

„Wie ich an meinen Eisbeinen merke, ist das Eis, worauf ich stehe,“ klang es wieder herüber.

Es war so, denn jetzt spürte auch ich den eisigen, festen Halt. Gott sei Dank! Die tiefe Eisschicht war erreicht, die auch in den heißesten Sommern nicht auftaut. Und jetzt, nachdem ein Grund da war, mußte es schon gehen. Gib mir einen festen Punkt außerhalb der Erde und ich will sie aus ihren Angeln heben, hatte der alte Archimedes gesagt. Warum sollten wir also jetzt unsere Gebeine nicht wieder freibekommen können?

Und siehe, es ging. Ein Bein ließ sich heben, wenn es auch den Anschein hatte, als würde es ausgerissen. Aber als das andere nachkommen sollte, sank das erste wieder ein.

„Versuche große Schritte zu machen, sonst dauert es zu lang“ rief Imquill herüber. Er hatte offensichtlich einen gewissen Vorsprung und sich schon seine Arbeitsweise zurechtgelegt. Nur langsam verstand ich, und als ich es begriffen hatte, da wollte ich es nicht glauben, denn das bedeutete, daß wir uns bis zum Ufer zwei oder drei Stunden lang quälen mußten.

Und doch war es der einzige Weg, wenn nicht Semjon Pawlowitsch nach uns suchen kam. Warf er einen Strick herüber und band das andere Ende, an, dann konnten wir uns herausziehen. Aber der Russe kam nicht.

So blieb nichts anderes übrig, als ein Bein nach dem anderen hochzuziehen, es vorzustrecken und wieder in den Schlamm bis an die Eisfläche zu pressen, das andere wieder nachzu ziehen und so fort — eine elende, schmutzige, eine maßlos ermüdende Arbeit.

Aber wir schafften sie. Man kann vieles, wenn es ernst wird. Wir schafften es, obwohl unsere Schenkel, die schon vom Reiten ohnehin so mitgenommen waren, schmerzten, daß wir am liebsten bei jeder Bewegung laut geschrien hätten.

Als wir glücklich am Ufer ankamen — nein — ich erzähle es lieber nicht, wie wir aussahen. Und ich habe schon erwähnt, daß der Schlamm der sibirischen Flüsse nicht wohltreffend ist.

Jedenfalls was es recht vorteilhaft, daß Semjon Pawlowitsch so lange geschlafen hatte. So war er schon ausgeruht, als er seine Arbeit, unsere Reini-

gung, beginnen mußte, die damit endete, daß er unsere halberfrorenen Füße, die völlig gefühllos geworden waren, ergiebig massierte und frottierte. Zwei Tage blieben wir marschunfähig. Das war der Beginn unserer Fahrt ins Goldland.

Verfolgung und Flucht

Fünf Tage waren wir von Witimskoje aus unterwegs, als sich der Himmel zuzog und nach einigen Stunden ein furchtbarer Regen niederzufallen begann. Die Güsse stürzten klatschend nieder. Auf den kilometerbreiten Wassern der Lena tanzten die Tropfen und warfen Blasen, und nach wenigen Minuten war jede Sicht durch Nebel und ziehende Wolkenschleier genommen.

Unserer Schätzung nach mußten wir das Flüßtälchen, das nach Pavlovskij führte, in den nächsten Stunden erreichen. Aber wenn es so weiter goß, und die Nebel sich noch stärker verdichteten, dann konnte es leicht geschehen, daß wir daran vorbeiritten.

Da, nach einer halben Stunde entdeckten wir am Flüßufer unter einem dürftigen Balagan, einer roh gebauten kleinen Schutzhütte, die nur drei Seitenwände besaß, einen Fischer, über dessen Tschilnok, den Kahn, der an einer Weide angebunden war, ein armseliges Netz hing. Wie der Mann mit diesem Netz etwas fangen wollte, war mir unverständlich.

Wir grüßten und stellten uns gleichfalls unter das schützende Dach, froh, dem Wetter entronnen zu

sein, froh auch, über den einzuschlagenden Weg hier Auskunft erbitten zu können.

Der Fischer, ein Mann von vielleicht 40 Jahren, mit ganz merkwürdig hellen Augen, deren Iris fast aussah, als ob sie aus ungefärbtem Glas bestände, mit harten, vorspringenden Backenknochen, zwei strengen Falten über der Nasenwurzel und einem Kinn, das seit Wochen unrasiert war, musterte uns kurz. Er wandte aber, während er uns berichtete, er stamme aus dem gegenüberliegenden Dorf Krestovskoje, keinen Blick von unserm Gepäck, als wir es den Pferden abnahmen und in die Hütte brachten.

Wir fragten nach dem Weg und erfuhren, daß schon nach zehn Minuten das Tal beginne, das den Höhenzug der Lenaberge unterbreche. In drei Tagen konnten wir leicht in Pavlovskij sein. Von dort aus wollten wir die Suche nach den Goldadern am Patomafluß beginnen.

Es sah aus, als ob der Regen nicht so schnell aufhören wollte. Zudem ging es gegen Mittag, und der Hunger meldete sich. So brannte bald ein Feuer, der Kessel wurde darübergehängt und Semjon Pawlowitsch begann, die unterwegs gesammelten Grusdi, unsere Pfifferlinge, auszupacken.

Imquill und ich hatten uns ans Feuer gesetzt, da wir in den nassen Kleidern zu frieren begannen. Wir luden den Fischer ein, ein gleiches zu tun und dann mit uns zu essen. Vielleicht konnte er auch noch mit einem Fisch aushelfen?

Er schüttelte den Kopf. Schlimme Zeiten, böse Zeiten. Gar nichts habe er gefangen, nicht einen

Schwanz. Und er sei dabei schon seit heute früh an der Arbeit.

Ich weiß nicht, was es war und wie ich dazu kam, aber ich glaubte dem Manne nicht. Ich hätte keinen Grund anzugeben gewußt, aber irgend etwas in seinem Wesen tief eine gewisse Abneigung gegen ihn wach. Vielleicht war es auch nur der Blick der Augen, die sonderbar ausdruckslos, wie blind, erschienen, etwas Unbegreifbares in sich hatten, etwas, das es unmöglich machte, zu erraten, was hinter der zerfurchten Stirn vor sich ging.

Wohin wir denn wollten? Pavlovskij sei ein armeliges, völlig reizloses Ssilo (ein Dorf mit einer Kirche. Das Dorf ohne Kirche heißt dirijewnja). Er habe, als er uns anreiten sah, geglaubt, wir wollten nach Jakutsk. Wir seien doch sicherlich hohe Kommissare, aus Irkutsk vielleicht oder gar aus Moskau? Und wollten eine große Inspektionsreise unternehmen?

Ich gab keine Antwort darauf. Was ging es diesen Menschen an, wer wir waren und was wir suchten. Schließlich, als ein kleines Schweigen entstand, antwortete Imquill, wir seien Jäger und Fellhändler aus Wladiwostok. Wir hätten die Absicht, im Sommer die Gegend kennenzulernen und dann im Winter Füchse und Zobel zu jagen.

Na, sehr glaubhaft war das gerade nicht. Aber es schadete nichts. Immerhin stellte ich mit Befriedigung fest, daß Imquill augenscheinlich einen ebenso ungünstigen Eindruck von dem Manne bekommen hatte wie ich. Weshalb hätte er ihn sonst belogen? Nirgendwo noch auf unserer ganzen Reise hatten

wir mit der Wahrheit zurückgehalten. Wozu auch? Aber die Fragen des Fischers hatten eine so unangenehm ausforchende Art, daß ich es einfach nicht mehr glaubte, einen Fischer aus dem gegenüberliegenden Dorfe vor mir zu haben. Was aber war er sonst?

Schon unterwegs hatten wir von mehrfachen mörderischen Überfällen auf Kommissare und Agenten der S.P.U., der Geheimverwaltung der politischen Tscheka in Moskau, gehört. Große Verbände begannen sich gegen die verhaftete Herrschaft der „Roten“ in aller Stille zu bilden. Durch ganz Sibirien gingen geflüsterte Berichte von den Erfolgen einer Geheimorganisation, der „Grünen Eiche“, an deren Spitze der tollkühne Altaman Vergatsch stehe. An Zäunen und Kirchen wurden über Nacht von unbekannter Hand scharfe Artikel der „Pravda“ gegen die Kommunisten angeklebt; Plakate und Flugblätter der „Brüderschaft“ gingen von Hand zu Hand, und immer öfter kam es zu öffentlichen, blutigen Aufständen. Die „Brüderschaft“, eine ursprünglich rein religiöse Sekte von verbissenen Fanatikern, die im Bolschewismus eine schwere, mit allen Mitteln zu bekämpfende Sünde sah, arbeitete und wühlte überall gegen die verhafteten Heiden, die Herrgott und Kirche abzuschaffen sich nicht scheuten. Sie war nach ungeheurem Zulauf von „Weizzen“ eine politische Macht geworden, die damals in ihrem unterirdischen Treiben noth unkontrollierbar war. Schon wurden an der Transsibirischen Bahn Gefangenentransporte angehalten, die Verschickten befreit, die Lokomotiven zerstört

und die roten Begleitmannschaften ermordet. Nie aber gelang es, die Täter, die von der breiten Masse des Volkes gedeckt wurden, zu fassen.

Nun kam mir der Verdacht, daß auch wir beobachtet würden. Hielt man uns für Agenten der Tscheka? Der „Fischer“ konnte uns von Kirensk, vielleicht sogar von Wercholensk aus im Auftrage einer Geheimorganisation, vielleicht eben der „Brüderschaft“ gefolgt sein. Da wir uns hinter Witimskoje zwei Tage aufgehalten hatten, waren wir ihm wohl aus den Augen gekommen, und in der Annahme, daß wir nach Jakutsk wollten, hatte er hier auf uns gewartet.

Es war immerhin möglich, daß es sich so verhielt, möglich auch, daß ich zu schwach war. Jedenfalls schadete es nichts, dem merkwürdigen Fischer, dem ich gerne glaubte, daß er mit seinem Fischen von Neß nichts gefangen hatte, ein wenig auf den Zahn zu fühlen.

Ehe ich mir aber über die Art und Weise, wie das zu bewerkstelligen sei, ohne Verdacht zu erregen, schlüssig werden konnte, hörte ich schon Imitquill mit gleichgültiger Stimme fragen, wie denn hier in der Gegend die Stimmung, die politische Gesinnung sei.

O, durchaus kommunistisch, da könnten wir ganz unbesorgt sein. Er glaube kaum, daß im ganzen Kirensker und Jakutsker Bezirk noch Gegenrevolutionäre steckten. Die seien längst beseitigt worden.

Die leeren Augen des Russen gingen von einem zum andern. Wir verzogen keine Miene. Aber wir

wußten genug. Denn, was der Kerl uns da verschwätzte, war eine Lüge, die in ihrer Dreistigkeit ihresgleichen suchte, und die nur dadurch zu erklären war, daß der Mann wirklich glaubte, wir kämen geradewegs aus Moskau und hätten von den wirklichen Verhältnissen noch keine Ahnung. Wollte er uns auf diese Weise in Sicherheit wiegen, um uns desto leichter der Organisation in die Hände zu spielen?

Nun, vor dem Kerl würden wir uns, da wir wußten, um was es ging, schon zu hüten wissen. Und was konnte uns schließlich sonst noch geschehen?

Semjon Pawlowitsch meldete, daß das Essen fertig sei. Pfifferlinge und zwei Wildtauben, die wir am Morgen geschossen hatten, wie sie die Waldzonen Sibiriens reich bevölkern, die ließen wir uns schmecken. Wir packten dann unser Gerät wieder zusammen und machten uns fertig zum Weiterritt. Der Regen hatte nachgelassen, nur in dünnen Fäden rann es noch vom grauverhangenen Himmel. Semjon Pawlowitsch holte die Pferde von der Au, wo sie weideten, heran, bald saßen wir im Sattel. „Da Swidanija, Auf Wiedersehen“ rief der unangenehme Mensch hinter uns her. Wir grüßten höflich zurück und wandten uns dem Bergrücken zu, von dem dunkle Waldungen bis ins Tal niederkamen.

Die Begegnung gab allerhand Stoff zu Mutmaßungen und abenteuerlichen Einfällen. Schließlich beschlossen wir, in der Taiga, gegen Sicht gedeckt, zu halten und nach dem sonderbaren Fischer

auszuschauen. Wir hätten geschworen, daß er uns heimlich folge.

Aber eine Stunde verging, ohne daß irgend etwas geschah. Die angekoppelten Hunde zerrten ungeduldig an den Riemen. Nichts rührte sich. Das Fernglas zeigte den Balagan, den sein Besucher noch immer nicht verlassen hatte, umhüllt von den leichten, ziehenden Nebeln. Von den Zweigen der Bäume tropfte der Regen auf uns nieder, zwischen den Kronen der Eichen drückte der graue Himmel, und hellere Wolkenfetzen zogen rasch vorbei.

Endlich, wir hatten schon den Gedanken aufgegeben, kam der Kerl aus der Hütte, warf aber keinen Blick zu uns herüber, sondern stieg zu unserer Überraschung in sein Boot. Er steuerte es mit aus- holenden Ruderschlägen dem andern Ufer zu, wofern die dunklen Häuser von Krestovskoje sich niedrig in langer Zeile hinzogen.

Sollten wir uns doch getäuscht haben? Man wird, wenn man lange in der Wildnis lebt, leicht übertrieben misstrauisch. Jedenfalls kletterten wir wesentlich beruhigt wieder auf die Pferde, koppelten die Hunde los und ritten dem Tal zu, das wir eine Viertelstunde später erreichten.

Andern Tags war der merkwürdige Vorfall ver- gessen. Jedenfalls dachte niemand mehr daran, denn nun näherten wir uns ernstlich den großen Goldbezirken. Die erregte, zügellos gewordene Einbildungskraft baute lockende Luftschlösser aus dem Gewinn der reichen Goldadern und Wasch- goldläger, die wir am Patoma unter einer dünnen Torfschicht sicherlich zu finden hofften. Daneben

lockte hier ein glutharij, ein Auerhahn, oder die Fährte eines Elchs nahm alle Anteilnahme für sich in Anspruch. Aber wir hatten ein ausgesuchtes Jagdpech. Ein geringer Birkhahn und eine armelige Taube, das war die Beute eines ganzen Tages, und das war für drei hungrige Menschen und zwei Hunde nicht gerade viel. Die Hunde mußten sich schon mit dem Gesheide und den Knochen zufrieden geben, im übrigen gab es Mäuse genug, auf die sie jagen konnten.

So waren wir geradezu entzückt, als wir auf zahllose Champignons stießen. O Göttergeschenk, zur rechten Zeit! Wir aßen sie einfach mit Salz bestreut oder rösteten sie auf heißen Steinen. Sie waren ein wahrer Leckerbissen. Nun, in einem Monat würden ja auch die Beeren herangereift sein und dann war unser Tisch wieder reicher gedeckt denn je. Eben kamen wir zu unseren Pferden zurück, die wir am Waldrand angebunden hatten. Hier wollten wir unser Feuer anzünden. Ich stand gerade beim Packpferd, um ein Kochgeschirr abzuschnallen, da fiel im Berghang über uns, kaum hundert Schritt weit entfernt, ein Schuß. Die Kugel schlug vor mir in den Sattel, das Pferd ging aufbäumend hoch.

Ich fuhr herum. Mit zwei Sprüngen flog ich in Deckung, griff fast im Sprunge noch mein Gewehr. Blitzartig zog das Erinnerungsbild des „Fischers“ mit den wasserhellen, leeren Augen vor mir auf. Ich zweifelte nicht daran, daß er der Schütze war.

Imquill und Semjon Pawlowitsch hatten sich den

scheuenden Pferden in die Zügel geworfen und die Tiere in den Wald hineingezogen. Jetzt kam Imquill eiligt zurück, nahm gleichfalls sein Gewehr auf. Dann gings ein paar Schritte aufwärts in der Richtung des Schusses. Doch besannen wir uns rasch eines Bessern und trennten uns. Imquill sollte nach rechts einen Bogen schlagen, ich nach links gleichfalls. Dann würden wir uns auf dem Bergrücken treffen, wenn wir nicht vorher den heimtückischen Burschen erwischen. Dann aber gnade ihm Gott! So viele Prügel würde er sein Leben lang noch nicht bekommen haben, als er jetzt auf einmal bekäme!

Die Laikis stoben voraus. Sie halfen uns nichts. Was kümmerte die fremde Menschenfährte die Hunde? Sie hatten anderes zu suchen.

Ich stürzte vorwärts, durch die nassen Büsche und Zweige, vermied nach Möglichkeit jedes Geräusch. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und lauschte. Nichts rührte sich.

Nur die Regentropfen fielen klatschend von den Zweigen nieder, Vögel huschten durch das Geäst und aus den Gipfeln kam ein dumpfes Rauschen.

Nach zwei Stunden hatte ich die Höhe erreicht. Nach einer Weile tauchten die Laikis wieder auf, hechelnd und mit glänzenden Augen und sahen mich erwartungsvoll an. Dann wandten sie mit gespitzten Ohren die Köpfe nach dem Hang und wedelten heftig mit dem Schweif.

Imquill kam. Auch er hatte nichts gesehen, nichts gehört.

Kreuz und quer suchten wir nun den Hang ab.

Nichts. Plötzlich der Gedanke, daß der Kerl zwischen uns durchgeschlichen sein und Semjon Pawlowitsch überfallen haben könnte, in der Absicht, dann in den gegenüberliegenden Urman zu verschwinden. Dann war unsere Munition und dann waren unsere andern Gewehre verloren und aller Voraussicht nach Pferde und Gepäck auch.

Sinnlos vor Aufregung stürzten wir zurück und hinab. Semjon Pawlowitsch aber saß friedlich bei seinen Pferden, hatte ein kleines Feuer angezündet, das Essen gekocht und sich im übrigen vertrauensvoll auf seine hochwohlgeborenen Herren verlassen. Zufrieden berichtete er, daß die Kugel den Sattel des Packpferdes wohl durchschlagen habe, daß er aber hoffe, die Wunde werde wieder ausheilen.

Erst bei Einbruch der Dämmerung brachen wir wieder auf. Jetzt wußten wir wenigstens, woran wir waren. Das war viel wert und wir konnten uns danach richten.

Zunächst galt es, unsere Fährten nach Möglichkeit zu vernichten oder doch wenigstens zu verwirren. So zogen wir abends und fast die ganze Nacht mit unseren Pferden, voneinander getrennt, große Bogen und Kreise, die immer wieder ineinander mündeten. Zudem war zu hoffen, daß auch der Regen noch ein weiteres zum Verwischen tue.

Dann zogen wir weiter, quer durch die Taiga, über Berge und Täler, durch Gestrüpp und durch Schluchten. Alle Dörfer wurden ängstlich vermieden. Und doch hatten wir oft das unangenehme Gefühl, verfolgt und beobachtet zu sein.

Eine unerquickliche Lage, wenn man mitten im Urwald steckt und das unangenehme Bewußtsein nicht los wird, daß unsichtbare Augen lauernd den Weg verfolgen. Wie oft geschah es, daß wir zusammenfuhrten, wenn in einem Dickicht unerwartet ein größeres Wild polternd durch die Zweige brach, ein Elch vielleicht oder ein Kasulja, ein sibirisches Reh. Und schießen wollten und durften wir nicht, um uns die Verfolger, die uns möglicherweise auf den Fersen waren, nicht noch mehr auf den Hals zu locken.

Mühselig schleppte sich das verwundete Packpferd weiter. Das Zelt und das übrige Gepäck hatten wir auf die Reitpferde verteilt.

Imquill war der Meinung, daß vorläufig überhaupt keine Gefahr sei. Dem „Fischer“ hätten wir ehrlich und treuherzig erzählt, daß wir nach Pavlovskij wollten. Er würde vor uns dort gewesen sein und die Mitglieder der Geheimorganisation unterrichtet haben. Sie konnten lange auf uns warten. Inzwischen war natürlich die ganze Gegend in Aufregung. Jetzt würde der Besuch der Witimdörfer allerhand Gefahren mit sich bringen.

Nun, wir kamen auch ohne Dörfer aus. Tabak, Zündhölzer, Mehl und Konserven hatten wir in Kirensk erst neu gekauft, Fische gab es in den Flüssen, Fleisch, Pilze und Beeren lieferte die Taiga in Fülle. Und wenn wir von hier westlich oder südlich marschierten, dann würde wohl bald kein Hahn mehr nach uns krähen. Nur an die Lena, wo bis Jakutsk hinauf sicherlich die ganzen Ge nossen der „Brüderschaft“ schon auf uns lauerten,

durften wir uns nicht mehr wagen. Denn was nutzten uns unsere paar Gewehre gegen eine vielleicht zwanzig- oder fünfzigfache Übermacht, vor allem aber gegen Heimtücke, Verrat und feige Überfälle der fanatischen Bande?

Am Morgen des zehnten Tages — die Sonne brannte und glühte schon unerbittlich vom Himmel, um unsere Moskitonetze schwirrten die Gessen und die blutgierigen Muchis, — weigerte sich das Packpferd, weiterzugehen. Das arme Tier war zum jämmerlichen Gerippe abgemagert, es konnte nicht mehr. Ich drückte Semjon Pawlowitsch meine Pistole in die Hand und ging eilig mit Imaquill weiter. Gleich darauf hörte ich den kurzen hellen Knall der zwei Rügeln, die das gequälte Tier erlösten. Den umherschweifenden Wölfen, die für uns im Sommer ungefährlich waren, war ein neuer Tisch gedeckt.

Vier Stunden später war der Patoma erreicht, das Ziel unserer „goldenen“ Hoffnungen. Aber jetzt, als wir an seinen Ufern standen, trauten wir den Wassern, die durch die Taiga still westwärts zogen, nicht mehr. Wie leicht konnte ein Zelt, wenn wir es in der Nähe des Flusses aufschlugen, gesehen werden! Was nun?

Kurzer Kriegsrat.

Wir beschlossen, den Fluß zu überqueren und an einem der zahlreichen kleinen Nebenflüsse unser Heil zu versuchen.

Um Mittag des folgenden Tages stand unser Zelt geschützt in einer kleinen, fichtenumstandenen Senkung am Ufer eines Flüßchens, das keine Karte

verzeichnet, etwa zwei Stunden südlich des Patoma. Nun konnte die Jagd nach dem Gold beginnen.

Aber wir mußten uns in Geduld üben. Imquill und ich streiften in den nächsten Tagen ergebnislos die Gegend ab, indes Semjon Pawlowitsch vor dem Zelt saß und begann, die Butaras, die langen hölzernen Rästen zu bauen, durch die der goldhaltige Sand gespült wird.

Dabei kaute er, wie der Amerikaner an seinem chewing gum, an seinem Kaugummi, unentwegt an seinen Semlitschkis herum. Das waren Samenkörner, in deren Vertilgung die Sibiriaken, Männer, Frauen und Kinder, eine unerreichte Geschicklichkeit haben. So ein Kern fliegt in den Mund, im nächsten Augenblick spuckt der Russe schon die Samenhülse heraus, eine Arbeit, zu der wir Minuten rühsamen Schälens benötigten, was uns natürlich den Geschmack daran gründlich verleidete.

Am fünften Tage unserer Goldsuche waren wir in westlicher Richtung durch die Taiga gezogen, den Spaten am Gürtel und das Gewehr über die Schulter gehängt. Bis jetzt sah es trübe aus mit unsren Goldschätzen: die Grabungen, die wir mehrfach begannen, hatten wir immer wieder als aussichtslos unterbrochen.

Da trafen wir nach kaum anderthalb Stunden auf ein breiteres Flüßchen, an dessen Ufer wir aufwärts wanderten.

Enten quarrten am Ufer, die Leiber kleiner Weißfische blinkten im Wasser. Von einer nahen Birke

klang der Ruf eines Ruckucks, der in Sibirien weit häufiger und viel weniger scheu als bei uns in Deutschland ist.

Nach einer Weile machte der Fluß eine Biegung, und als sie umgangen war, lag ein altes, ausgetrocknetes Fließbett vor uns. Das war, was wir suchten. Die Auffindung einer Goldader im Quarz hätte uns nicht viel genützt, denn zum Pochen gehört Gerät, das uns fehlte. Aber das vom Fluß in Jahrhunderten von seinen Ufern ausgewaschene und niedergeschlagene Gold unter der Oberschicht auszugraben, und die goldhaltige Schicht, die darunter lag, ordnungsgemäß auszuwaschen, das war auch uns ohne große Mühe und Mittel möglich. Die Butaras würden schon genügen, und die Arbeit selbst kannten wir schon vom Tagul her.

Daß wir hier in dem alten Fließbett wirklich Gold fänden, hier, inmitten des reichsten Goldbezirkes Sibiriens, nicht weit von dem wegen seines „goldenen Bodens“ berühmten Witim, das waren wir gewiß.

Also zurück zum Lagerplatz, das Zelt abgebaut und durch die Taiga zum erwählten Platz, zu unserm Goldfluß.

Bald hub ein großes Graben und Schaufeln an. Die „Torf“schicht, wie in der Goldgräbersprache die Oberschicht, die keineswegs aus Torf zu bestehen braucht, heißt, während die darunter liegende, oft steinige Schicht, die eigentlich goldhaltige, „Sand“ genannt wird, wurde abgetragen. Die Spaten flogen, das Kreuz begann vom ewigen Rücken furchterlich zu schmerzen. Semjon Pawlo-

witsch arbeitete sieberhaft an den Butaras. Endlich waren sie fertig. Aber nun mußten noch Eimer gemacht werden, wieder eine Arbeit für den Russen, der in wenigen Tagen aus einem Birkenstamm ein paar Eimerchen fertigen würde, die sich sehen ließen. Immer wieder habe ich es bewundert, wie die Russen mit einfachen Mitteln wahre Wunderwerke aus Birken-, Pappel- und Espenholz herstellten. Das ganze Küchengeschirr stammt aus einem Birkenstamm, die unbedingt wasserdichten Butterfässer aus Birkenrinde, und aus Hartholz entstehen, fast nur mit der Axt gearbeitet, Schlitten und Wagen.

Mitten in der Arbeit aber kam Semjon Pawlowitsch am Nachmittag des zweiten Tages ganz verstört aus der Taiga zurück, wo er nach einer starkern Birke gesucht hatte. Er schwor hoch und heilig, einen Kopf gesehen zu haben, einen menschlichen Kopf, der nach unserm Lager spähte.

Wir waren nicht wenig erschrocken, rissen die Gewehre aus dem Zelt und stürzten in der angegebenen Richtung los. Aber nirgends war auch nur eine Spur zu entdecken. Die Laikis schnüffelten zwar unruhig am Boden herum, als wir aber dort alte Elchlosung fanden, waren wir beruhigt. Der gute Mensch war nervös geworden.

Trotzdem wollten wir nicht leichtsinnig sein, wollten uns nichts vorzuwerfen haben und suchten auch die weitere Umgebung ab. Nicht das leiseste Anzeichen war zu entdecken, das für die Wahrheit von Semjons Behauptung gesprochen hätte. Wir lachten ihn aus und fingen an, ihn zu hänseln. Er habe

einen Pilz gesehen oder die Blume eines hoppelnden Sajiz, eines Hasen. Er blieb bei seiner Aussage und das mit einem Ernst, daß wir, schließlich doch beunruhigter, als wir vor uns selbst zugaben, nachts über abwechselnd vor dem Zelt wachten. Überdies hatten wir die Hunde da, die, wenn sie auch am Tage, ohne Hals zu geben, einen Menschen herankommen ließen, doch nachts bestimmt Laut gaben. Auch andern Tags streiften wir gewissenhaft nochmals die Taiga ab, aber auch diesmal ebenso erfolglos. Schließlich waren wir dem Russen ernstlich böse, daß er uns um seiner Schreckhaftigkeit willen um zwei ganze Tage Arbeit gebracht hatte. So kam erst am vierten Tage unserer Arbeit der große Augenblick, daß der erste Sand nach den Butaras gebracht werden konnte, um ausgewaschen zu werden. Jetzt würde es sich zeigen, ob uns ein glücklicher Stern leuchtete.

Plötzlich, noch mitten im Schaufeln des rohen Sandes, tat Imquill einen Schrei, dem ein verzückter Luftsprung folgte. Er hatte im Sand ein Goldkörnchen, fast in der Größe einer Linse, entdeckt. Gelbrot lag es in seiner Hand und lachte uns an.

Ein wahrer Tobsuchtsanfall der Freude packte uns. Wir lachten wie die Narren, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten wir auch zu heulen angefangen.

Und dann flogen die Spaten. Vergessen war das schmerzende Kreuz, vergessen die Müdigkeit, die aufgesprungenen Blasen an den Händen, vergessen unsere Schimpfereien über die lächerlich kurzen Handspaten — wo in aller Welt hätten wir rich-

tige Schaufeln herholen sollen? Vergessen war das Fliegengeschmeiß, das uns wie eine Wolke einhüllte und das uns zwang, immer erst durch Rauch und Feuerbrand zu springen, ehe wir ins Zelt schlüpften! Aller Ärger und alle Schinderei war vergessen, denn hier lag ja das Gold vor uns, in größern und stärkern Körnern, als wir es je gehofft hatten. Hier waren Schätze zu heben, ungeahnte Reichtümer, gegen die der Goldstaub und die winzigen Blättchen des Tagul ein Dreck waren. Hier wollten wir unsere Taschen füllen bis zum Platzen. Gewiß, es würde Hals und Kragen kosten, wenn wir erwischt würden. Aber wer wird hierhinkommen in die unerforschte, entlegene Wildnis, in die vielleicht noch nie eines Menschen Fuß getreten war?

Und dann begann zum erstenmal das Waschen. Pud auf Pud wurde durch die Spülküste getrieben. Langsam, kaum merklich, begann der Niederschlag sich gelblich zu färben und zu glänzen. Sand auf Sand wurde herbeigeschleppt, bis annähernd 100 Pud, das sind rund dreißig Zentner, durchgespült waren. Danach nämlich, wieviel Gold in hundert Pud enthalten ist, schätzt man die Ergiebigkeit des Lagers ab. Prijsken, Goldläger, die weniger als sechs bis acht Doljas zu je 44,4 Milligramm ergeben, lohnen die Ausbeute nur dann, wenn große neuzeitliche Maschinen zur Verfügung stehen. Aber wir waren zufrieden, nein mehr, wir waren entzückt!

Denn was wir vorsanden, waren nach unserer Schätzung mindestens zehn Solotnik, vielleicht vier-

zig, vielleicht fünfzig Gramm. Und Körnchen waren dabei, Körner, die allein genügt hätten, uns in einen Rausch zu versetzen.

O gesegnetes Land, o herrliche sibirische Welt! Wenn das wirklich so weiterging, wenn das Lager sich nicht vorzeitig erschöpfe, dann waren wir, wenn der Herbst kam, goldschwere Leute.

Ein wahres Fieber packte uns. Daß man zwischen-durch auch noch essen mußte, leider bei der schweren Arbeit einen ganz tollen Hunger bekam, das war eine dumme Einrichtung. Das Essen allein wäre zwar noch gegangen, aber daß es erst beschafft werden mußte!

Wir beschlossen deshalb, zu versuchen, möglichst einen Elch oder aber einen starken Rehbock zu erwischen, dessen Wildbret für längere Zeit reichte. Um das Fleisch vor dem Verderben in der Sonnen-glut zu schützen, konnten wir es eingraben.

Ja, das ist etwas, worüber ich auch in der ersten Zeit unseres sibirischen Aufenthaltes entsezt war, als ein Bauer erklärte, er werde ein großes Stück Wild, das wir ihm geschenkt hatten, eingraben. Eingraben? Ja, dann wäre es doch erst recht verloren! In ein paar Tagen war es verwest, Maden und Würmern zur fröhlichen Leibspeise? Nichts von alledem! Man braucht nicht tief zu graben, dann stößt man auf die Schicht des ewigen „fossilen“ Eises, in der sich das Fleisch beliebig lange hält. Die im hohen Norden ausgegrabenen jahrtausendealten Mammute bewiesen es.

Um aber unsern Betrieb nicht ganz stillzulegen, sollten Imquill und ich abwechselnd unser Jagd-

glück versuchen. Aber mit der großen Beute wollte es nichts werden. Tauben, Birkhühner, seltener ein Auerhahn, und von den Legangeln am Flüßchen meist kümmerliche Fische, das war alles.

Wir hatten die Ruhe verloren. Der Jäger aber muß Geduld haben und mit allen Sinnen bei der Sache sein. Wir aber zitterten vor Ungeduld, wieder zurückzukommen an unsere Goldwässcherarbeit, hatten für nichts anderes Auge und Ohr als für das rötlichgelbe Metall, für das Klirren unseres Spaten und das Glucksen des Wassers, das strudelnd den Sand durch die Spülkästen trieb.

Und wer von uns draußen durch die Taiga streifte, den packte der Gedanke, jetzt eben sei ein ganz besonders kostbarer Fund gemacht worden, oder die Neugier nach den Ergebnissen des Tages trieb vorzeitig zum Lager zurück — mit einem Wort, der Dämon des Goldes hatte uns gepackt, uns, die wir sicher gewesen, nichts in der Welt könnte unser kaltes Blut rauben, nichts gäbe es an Schätzen dieser Erde, das auch nur entfernt die Freuden aufwöge, die der Jäger, schweißend in der Wildnis, erlebe und empfindet. Wie oft hatten wir uns stolz erhoben über die, die da draußen nach Dollar und Goldrubel atemlos sich abhetzten, die eigene und der andern Seele dabei mordeten! Wie hatten wir von den einzigen echten, weil ursprünglichen Freuden geschwärmt, die das Verwachsensein mit der gewaltigen, unentweihten Natur mit sich bracht! Und jetzt! je mehr sich die kleinen Wildlederbeutel füllten, die wir uns um den Hals gehängt hatten und auf der bloßen Brust

trugen, um so gieriger wurden wir. Gold, Gold! Kannten wir überhaupt noch einen anderen Gedanken?

Da trat ein Ereignis ein, das uns ernüchterte. Ich war wieder einmal an der Reihe, in die Taiga zu ziehen, und brach am frühen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, auf. Ich wandte mich flussabwärts zum Patoma, weil ich mehrfach in dieser Gegend Elchfährten ausgemacht hatte. Ich hoffte, einen Schausler anzutreffen, sei es, daß er früh zum Schöpfen dahin zog, sei es, daß er am Mittag oder am Abend im Wasser Schutz vor den peinigenden Moskitos suchte, wie dies übrigens auch unsere Pferde taten.

Die Laikis ließ ich zurück, denn auf dem Anstand, wie ich ihn mir dachte, waren sie nur lästig und störend.

Vor Sonnenaufgang stand ich schon am Fluss. Ein Wechsel führte aus einer Fichtendickung, zwischen niedrigem Unterholz zum Fluss, der mit dunklen Wassern still und lautlos vorbeizog.

Ich prüfte den Wind und suchte mir einen Posten zwischen Weiden und dichtem Schilf. Von hier aus hatte ich einen ausgezeichneten Überblick. Am liebsten zwar hätte ich eine der ungeheuren Zedern (Zirbel, russ. kedra) erklettert. Nur konnte es kein Mensch dort oben länger als zwei Stunden auf den unbequemen Ästen aushalten.

Gegenüber erhob sich ein langgestreckter Höhenzug, der steil aufragte, mit riesigen Lärchen, vereinzelten Zedern und Edeltannen. Rechts und links kein Pfad, kein Boot, kein Mensch, nur das bei

aller Scheinbaren Stille doch geräuschvolle Leben des Urwaldes, der aus dem Schlaf erwacht. Meisen zirpten, Fliegenschnäpper schwirrten vorüber. Nun wurde es auch zwischen dem Schilf lebendig. Knäkenten begannen zu stürzen, und am gegenüberliegenden Ufer tauchte ein Blässhuhn auf.

Die Sonne stieg langsam hoch. Schon waren die Fliegen da und summten erbittert um das schützende Netz. Von Elch oder Reh keine Spur! Stunde um Stunde verrann. Jetzt waren meine Freunde längst an der Arbeit, daß ihnen der Schweiß in Bächen von der Stirne troff. Und ich saß hier und lauerte, untätig und erfolglos.

Allmählich wurde mir die Hitze unerträglich. Ich war gestern abend bei der brütenden Hitze im Zelt erst spät eingeschlafen und heute um zwei Uhr früh schon wieder erwacht. Jetzt suchte der Schlaf zu seinem Rechte zu kommen. Schwer kämpfte ich dagegen an. Vielleicht war doch noch eine Hoffnung, wenn sie auch immer mehr zusammensank. Die scheuen Elche waren wahrscheinlich längst in ein anderes Gebiet gewechselt, seit hier die fremden Zweibeiner hausten.

Plötzlich höre ich flussaufwärts ein leises Platschern! Ich fahre aus meinen Träumen auf, jäh, voller Freude und hellwach. Vorsichtig ziehe ich die Büchse heran, die ich eben aus der Hand gelegt hatte. Haben die Fliegenbestien doch einen Elch zum Wasser getrieben?

Vorsichtig hebe ich den Kopf, um durch das Schilf einen Ausblick über den Fluß zu gewinnen. Und fahre zurück, — denn etwa fünfzig Meter auf-

wärts, gerade unterhalb der Mündung unseres Goldflüßchens, kommt leisen Ruderschläges eine Lodka, etwa hundert Meter hinter ihr eine zweite. Was war das? Wer hatte hier in der Urwaldwildnis, wo Hunderte von Wjorst entfernt kaum ein elendes Dörfchen stand, etwas zu suchen?

Plötzlich dachte ich wieder an den „Fischer“ von der Lena, den merkwürdigen Gesellen mit den unheimlichen, leeren Augen. Sollte er wirklich noch immer hinter uns her sein? Dann war kein Zweifel mehr daran, daß es im Auftrage einer großen Geheimorganisation geschah, und dann sah es nicht sehr rosig um unsere Zukunft aus.

Nahtlos legte ich mich nieder, ins Schilf geduckt. Es war dicht genug, um mich vor den Blicken der Rudernden zu verbergen.

Vielleicht täuschte ich mich auch, und es waren harmlose Fischer. Vielleicht auch Brodjágas, Chuligáni (Vagabunden und Strolche), die zum Olekma wollten. Die brauchten aber von unserer Anwesenheit ebensowenig etwas zu wissen. An die Taigarauber wurden wir ohnehin jeden Tag erinnert, wenn wir unsren kläglichen Gepäckrest sahen. Wer sollte es sonst sein? Jäger gab es keine im sibirischen Wald jetzt im Sommer, da Pelze und Felle wertlos waren.

Das erste Boot glitt heran. Durch die hohen Rohre gedeckt, sah ich genug, um festzustellen, daß der gefürchtete Fischer nicht darin war. Nach Stromern sahen die Leute aber auch nicht aus, eher nach Bauern. Was hatten aber Muschiks hier in der Taiga zu suchen?

Die Lodka glitt vorüber. In hundert Schritten Abstand hatte ich die zweite gesehen, deren Insassen ich jetzt ebenso aufmerksam zu beobachten gedachte.

Mit angehaltenem Atem wartete ich. Endlos dehnten sich die Minuten. Das Boot mußte längst da sein. Aber nicht einmal ein Ruderenschlag wurde hörbar. Wo blieb es?

Langsam hob ich den Kopf. In der Nähe der Flussmündung hielt die Lodka. Eben stiegen die Insassen ans Ufer. Das Glas hoch! Zwei, drei unbekannte Gesichter. Jetzt wendete auch der Vierte den Kopf. Es war der Fischer! Wie helle Flecke zeichneten sich seine Augen inmitten des fanatischen, Schwarzstoppeligen, verwahrlosten Gesichtes ab. Die Hände zitterten mir. Ich setzte das Glas ab. Trotz der Sonnenglut fühlte ich, daß ich kalt wurde.

Wo aber blieb das erste Boot? Eben wollte ich mich vorsichtig umwenden, da sah ich bestürzt noch eine dritte Lodka, gleichfalls mit vier Leuten besetzt, etwa zweihundert Meter weiter aufwärts halten. Jetzt wunderte ich mich nicht mehr, als ich feststellte, daß das erste Boot kaum hundert Meter unterhalb meines Lauscherpontens gleichfalls angelegt hatte. Kein Zweifel mehr, daß unser Lager bekannt war und daß wir regelrecht eingekreist und überfallen werden sollten!

Jetzt zeigte sich, daß wir Semjon Pawlowitsch unrecht getan hatten, als wir ihm lächerliche Ge- spensterfurcht vorwarfen und es auch an Bemerkungen und Anspielungen auf gelinden Verfol-

gungswahn nicht hatten fehlen lassen. Ich hätte mich ohrfeigen können!

Wenn es mir nicht gelang, mindestens eine halbe Stunde vor den Burschen anzukommen, dann war unser ganzes Gepäck mitsamt dem Zelt zum Teufel. Kam ich aber erst nach ihnen an, dann würde es das zweckmäßigste sein, wenn ich mich gleich der Einfachheit halber mitbegraben ließe. Die „Brüderschaft“ war ein frommer Orden und würde die Leichen nicht unbeerdigt lassen. Und allein, ohne Gerät und ohne Munition — was ich bei mir hatte, reichte höchstens für sechs, sieben Tage — dann war ichrettungslos verloren.

Was tun? Sollte ich es wagen, jetzt schon meinen Posten zu verlassen? Oder war es ratsamer, zu warten, bis die Leute erst im Walde verschwunden waren, um sicherzugehen, daß sie mich nicht entdeckten? Wie aber, wenn sie auseinandergingen, eine Art Schützenlinie oder Treiberkette bildeten?

Ich übersah das Gelände. Der Bestand an Unterholz war dicht genug, um den Versuch zu wagen. Kam es zum äußersten, dann hatte ich immer noch die Büchse, und die Schießerei, die sich dann entspanne, mußte meine Freunde schon stutzig machen. Noch einmal hob ich das Glas. Aus dem Boot reichte einer der Leute Gewehre, die auf dem Boden der Lodka gelegen hatten. Noch war es Zeit.

Auf dem Bauche glitt ich aus dem Schilf, kein Halm rührte sich. Dann auf allen Vieren vorwärts durch das Unterholz. An einem Weißdorn-

busch riß ich mir in der Hast des Vorwärtsdrängens die Hände blutig. Nach zwanzig, dreißig Metern wurde der Baumbestand dichter. Einen schnellen Blick nach rechts und links: Aus der ersten Gefahr war ich heraus und durfte es wagen, mich aufzurichten.

Und nun ging es vorwärts, lautlos, aber in atemlosem Laufschritt, zwischen Gestüpp hindurch, über weiches Moos, dann hinüber in den Fichtenbestand, der wenig Unterholz hatte. Hier lagen die Nadeln in einer dichten Decke über den weichen Schichten vermoderter Baumstämme. Ich kam schneller vorwärts. Zwei Stunden hatte ich am Morgen gebraucht. Viel mehr als eine durfte jetzt nicht verlorengehen.

Aus allen Poren brach mir der Schweiß. Die Hitze lag brütend im Walde, der wie ein Backofen glühte. Die Lunge pfiff, der Atem ging keuchend, und das Herz begann wie ein Hammer dröhrend zu schlagen.

Es half nichts, ich mußte wieder in Schritt verfallen. Unmöglich, die ganze ansteigende Strecke zu laufen! Ohnehin mußte ich einen ziemlichen Vorsprung haben.

Nun blieb ich stehen. Das Herz schlug wie rasend, die Adern an den Schläfen pochten, in den Ohren sauste es. Wie sollte ich da irgendein Geräusch hören! Also weiter, ehe die Menschenjäger näher kamen.

Ich fing wieder an zu laufen. Wie zum Hohn brach ein Rehrudel vor mir auf und ging in langen Fluchten ab.

Eine rasende Wut überkam mich. Erschießen sollte man die ganze Bande, einfach ablauern und sie kurzerhand niederknallen, die ganze nichtsahnende mörderische Kette von der Seite aufrollen, wie wir das einmal an der Front gelernt hatten! Was galt hier in Sibirien überhaupt noch ein Menschenleben? Eine Kuh war mehr wert als ein Dorf von hundert Seelen.

Die Knie begannen mir zu zittern. Das zwang mich, wieder in Schritt überzugehen. Nicht lange, dann überraschte ich mich dabei, daß ich in ein schleppendes Tempo geraten war.

Wieder Laufschritt! Jetzt war es Zeit, abzubiegen, denn das Zelt konnte nicht mehr weit sein. Der Boden senkte sich zum Flüßchen. Nun ging es leichter. Längst hatte ich den Rock aufgerissen und das Hemd. Wie ein Fetzen klebte es an mir, der Schweiß, der längst alles durchsickert hatte, rann und floß am ganzen Körper herunter.

Da lag das Zelt vor mir.

Semjon Pawlowitsch, der eben mit zwei Birkenäimern voll Wasser vom Ufer kam, bemerkte mich zuerst. Ich sah, daß er ein paar Worte zu Imquill hinüberrief, die ich nicht verstand. Imquill, dunkelbraun gebrannt, Schweißüberronnen, warf sich herum.

Dicht bei ihm sank ich zusammen.

„Sie kommen!“ würgte ich heraus. „Sie kommen, der Fischer, noch ein Dutzend andere Kerle! Sie kennen unser Lager!“

Imquill schien nicht sonderlich aufgeregt, tat einen unterdrückten Fluch, brummelte etwas vor sich

hin und holte Semjon Pawlowitsch die Eimer ab, die er vor mich hinstellte.

„Dah“ sagte er, „häng’ deine Arme ins Wasser, damit du dich abkühlst. Ich besorge schon alles. Wann können sie hier sein?“

„In einer Stunde, denke ich, vielleicht auch früher.“

„Schön, sehr schön! Dann haben wir Zeit genug. Sie werden das Nest leer finden, die elenden Schweine! Siehst du, so geht es ehrlichen Menschen, wenn sie einmal zu etwas kommen wollen. Na, wir werden schon einen anderen Priisken finden. Ziehen wir eben ein paar Häuser weiter. . . Hol’ die Axt, Semjon Pawlowitsch, alter Heide, und haue die Butaras zusammen!“

Langsam kam ich wieder zu mir. Imquills Ruhe tat mir wohl. Allmählich beruhigte sich auch das Herz wieder. Das Wasser, in das ich meine Arme bis über den Ellenbogen steckte und von dem ich mir immer wieder eine Handvoll über Kopf und Hals goß, kühlte herrlich ab.

Schon war Imquill am Abbauen des Zeltes. Jetzt, als ihm so nach und nach die Tragweite der Meldung bewußt wurde, war er still geworden und arbeitete erbittert drauflos. Es war nicht daran zu denken, daß wir einen neuen Priisken suchen würden.

Ich erhob mich und wankte, immer noch unsicher in den Knien, zu den Pferden, die an langen Leinen angepflockt drüben am Flusser standen. Als ich mit den Tieren zurückkam, lag das Zelt schon am Boden, und Imquill war mit dem Russen darüber, es kunstgerecht zusammenzulegen.

Nach zwanzig Minuten waren wir marschbereit. Wir kletterten auf die Pferde und ritten zunächst im steinigen Fluszbett aufwärts. So hinterließen wir keine Spuren. Dann wandten wir die Pferde links in die Taiga. Sie waren seit Wochen ausgeruht. Jetzt konnten sie zeigen, was sie wert waren.

Diese kleinen Sibirenpferde sind von unglaublicher Ausdauer, dabei wetterhart, anspruchslos und unempfindlich wie wohl kein anderes Pferd der Welt. Den ganzen Sommer über suchen sie sich ihr Futter selbst, und wenn es von Zeit zu Zeit ein wenig Hafer oder Gerste gibt, dann halten sie bis zu dreißig, vierzig Wjorst ohne jeden Halt durch. Und siebzig bis neunzig Wjorst am Tage gehen durchaus nicht über ihre Kraft.

Jetzt ließen unsere Konijs trotz der beigepackten Lasten in scharfem Trab. Wir flüchteten also regelrecht. Daran war Imquill schuld. Er hatte besonnen genug meinen Vorschlag, den ich in der ersten Wut gemacht hatte, abgelehnt, nämlich uns irgendwo in der Nähe des Zeltes auf die Lauer zu legen und die Kerle kurzerhand niederzuschießen, wie es nach den in der Taiga geltenden Gesetzen unser gutes Recht war. Wenn wir uns auch nicht zu fürchten brauchten — neben uns beiden war auch Semjon Pawlowitsch ein glänzender Schütze, und wenn wir noch obendrein den Vorteil der Überraschung des Gegners für uns hatten, so bestand doch die Gefahr, daß uns wenigstens der eine oder andere der Gesellen entkam und dann

war die ganze Organisation erst recht mit guten Gründen hinter uns her.

Ich hatte dieser Begründung zustimmen müssen. Nun, auch so waren wir, vorläufig wenigstens, aus aller Gefahr.

Die Pferde trabten fast lautlos über die weiche Nadeldecke. Wohin nun? Einerlei, wir würden erst einmal eine oder zwei Stunden in westlicher Richtung drauslosreiten, dann konnten wir uns in Ruhe beraten.

Aber um Jmquills Mundwinkel zuckte es boshaft und spitzbübisch. Er ritt voraus, winkte uns zu folgen und wandte sich halblinks, immer noch in scharfen trab. Je mehr wir uns dem Patomafluß näherten, desto dichter und undurchdringlicher wurde das Unterholz.

Jmquill hielt sein Pferd an, stieg ab, warf Semjon Pawlowitsch die Zügel zu. Wir sollten eine Weile warten. Er verschwand im Busch.

Was hatte er vor? Weshalb war er überhaupt in einem weiten Bogen wieder zum Patoma zurückgeritten? Sollte er sich doch eines andern besonnen haben und beabsichtigen, auf eigene Faust und allein noch ein paar Rügen der Bande als Denkzettel und letzten Gruß zu verehren? Wohl kaum, denn dazu hätte er mich mitgenommen.

Wir warteten. Eine Viertelstunde verrann. Die Fliegen surrten. Ein Ruckuck rief, von drüben, jenseits des Flusses ein zweiter. Nach einer halben Stunde wurde ich unruhig. Sollte Jmquill etwas zugestochen sein?

Ich zog die Uhr. Noch eine Viertelstunde wollte

ich zugeben. Kam er dann nicht wieder, dann mußte ich die Pferde hier lassen und selbst nachsehen.

Aber nach zehn Minuten kam er, schweißnaß, zufrieden schmunzelnd, warf seine langen Knochen über den Sattel und trabte wieder nach rechts in westlicher Richtung. Ich trieb mein Pferd neben ihn.

„Nun?“

„Es waren vier Boote,“ sagte er lachend. „Das vierte lag hinter der Biegung an einem Weidenbusch. Ich sah es erst, als die andern drei schon mit eingeschlagenem Boden in der Mitte des Flusses zu sinken begannen. Aber das Versteckspielen hat auch ihm nichts genützt. Und nun stell' dir die Gesichter der Halunken vor, wenn sie an unser Lager kommen und sie finden nur noch ein paar zerfetzte Bretter! Und erst wenn sie an den Fluß zurückkommen!“

Er lachte wie ein Schuljunge glücklich vor sich hin. Ich hätte ihn umarmen mögen.

Und jetzt war alle Wut und aller Ärger vergessen. Fort ging es, wie schon so oft, fort, irgendwohin, neuen Zielen zu, neuen Mut und neue Hoffnung im Herzen. Und darüber, nicht zu vergessen, im ledernen Beutel die gelbglänzenden Körner und Blättchen, die Beute der letzten Wochen.

Südöstlich erst, dann nach Süden trieben wir die Pferde während der beiden ersten Tage nach unserm Abenteuer am Patomafluß, eilig und noch gehetzt von dem Gedanken, die „Brüderschaft“ könnte auf unserer Fährte sein. Aber man suchte uns wohl nördlicher, glaubte, daß wir der Patoma gefolgt

seien, um wieder die Lena und damit unsern Reiseweg nach Jakutsk aufzusuchen.

Indessen ritten wir, jetzt schon ruhevoll und gemächlich, gegen Süden, überquerten die Zuja und waren auf dem Ritt zur Tschara. Sie konnte uns als sicherster Wegweiser über mehr als die Hälfte unseres Weges zur mandschurischen Bahn dienen. Die frühesten Morgenstunden sahen uns schon aus unserm Zelt kriechen. Bald kochte der Tee. Lange vor Sonnenaufgang ging es weiter. Denn gegen zehn, spätestens um elf Uhr mußte die Tagesleistung vollbracht sein. Um diese Stunde begann die Sonne unerträglich zu werden. Vom wolkenlosen Himmel brannte sie, und kein Regen und kein Gewitter brachte Erlösung. Die kleinen Bäche waren längst versiegt. Steinig, voll Geröll und toten Ästen, die längst entrindet waren, auch so an fahles, bleichen des Gebein erinnerten, lagen die Bachbetten. Das Laub der faserigen Goldbirken hing schlaff und wie leblos an den niederhängenden Zweigen. Die Erde brannte und glühte, die Luft in den Tälern kochte flimmernd vor Hitze, und die Wasser der Flüsse trieben schwer und träge zu Tal. Sie waren von ihren Ufern zurückgetreten, schwarzer Schlamm umsäumte sie meterbreit, an der Oberfläche trocken und geborsten in der dörrenden Glut, mit oft tiefen gefährlichen Rissen. Immer wieder wurden wir von Schlamm und unübersteigbarem Gewirr von Fallholz gezwungen, Stundenweite Umwege zu machen, neben den Pferden zu gehen oder sie hinter uns herzuschleppen — eine mühselige und undankbare

Aufgabe. So dauerte es Wochen, bis wir die Tschara erreicht hatten.

Um die glühenden Mittagsstunden lagen wir irgendwo in der Taiga im Schatten der Bäume. Dämmeriges Dunkel umfing uns. Grüngolden schimmerte in den Kronen das Licht. Doch auch hier stand die Luft erdrückend heiß, unerträglich feucht und dunstig und trieb uns den Schweiß in Strömen aus den Poren. An Schlaf war nicht zu denken. Die Fliegen summten. Wo ein Sonnenstrahl durch die Zweige drang, flirrte das Licht in einem goldenen Strahl und hob ein Stück Baumstamm grell und unwirklich aus dem unsicheren Schein der schweigenden Wildnis. Raum ein Laut war zu hören. Die Vögel hockten aufgeplustert irgendwo versteckt, reglos. Kein Ruf, kein Taubengurren, tote, öde, völlig unbelebte Wildnis, umschlossen und niedergehalten von der erdrückenden sengenden Glut, die die Sonne über die verschmachtende Welt niedersandte. Wir lagen still, die Pfeifen qualmten. Unruhig standen die Pferde, von Bremsen gepeinigt.

Gegen Abend erst wurde es lebendig in den Gründen. Da kam auch die Stunde, da Imquill und ich uns die Gewehre umhängten und auszogen, für unsere Rüche etwas zu erbeuten. Es war nicht viel, was in diesen Tagen fiel, ein paar Tauben oder Birkhähne, selten ein Stück Rehwild und wenn nicht die Beeren reif, saftig und lockend die Hänge umsäumt hätten, nicht Pilze in feuchten und moosigen Schluchten zu entdecken gewesen

wären, es hätte manchesmal recht karg um unsere Mahlzeiten ausgesehen.

Von Tag zu Tag hofften wir auf Regen, der trotz aller unliebsamen Begleiterscheinungen wenigstens Kühlung gebracht hätte. Aber kein Wölkchen zeigte sich, glühend gingen die Tage. Unbarmherzig brannte und dörnte die Sonne. Das Wasser der Tschara, abgekocht, mußte für Mensch und Tier als Trinkwasser dienen. Lauwarm blieb es, nahm man sich nicht die Zeit, metertief im Walde in die Erde zu graben, um es dort zu kühlen. Und wer hätte dazu noch Lust verspürt, schlaff und faul wie wir waren!

Eine Woche lang mochten wir die Tschara aufwärts geritten sein, als wir eines nachts menschliche Stimmen zu hören glaubten. Peitschenknall folgte. Wir ließen die Pferde am Taigarande zurück und schlichen vorwärts. Der Mond stand hoch und silbern leuchtend am Himmel. Die Berge traten vom Flusß zurück.

„Ein Dorf“, flüsterte Semjon Pawlowitsch und deutete vorwärts. Nun erkannten auch wir ein paar dunkel aufstrebende Hütten, von Ackern umgeben. Rufe wurden laut, anfeuernd, hetzend, wieder knallte eine Peitsche. Und nun sahen wir etwas, das uns wie ein unglaublicher Spuk vorkam und für das wir in fassungslosem Erstaunen keine Worte fanden: Aus dem Walddunkel jenseits des Dorfes tauchte ein urwüchsiger hölzerner Pflug auf, hinter dem, härtig, peitschenknallend und vorwärts hetzend ein zerlumpter Kerl schritt. Vor dem Pflug aber, seltsamstes aller Gespanne,

Schritten drei Menschen, die das Gefährt zogen. Beim Näherkommen und Wenden sahen wir, daß es Frauen waren.

Was war das? Ein Spuk? Aber die Peitsche knallte, und der Kerl vor uns schrie höchst deutlich und echt aus gurgelnder, rauher Bauernkehle, trieb sein seltsames Gespann weiter, während der Pflug nur flüchtig den Boden berührte. Ein Wahnsinniger also? Reineswegs: Denn tags darauf, als wir in dem kümmerlichen Nest rasteten, erfuhren wir, daß das Ganze einem uralten Überglauben entsprungen war, der besagt, daß in Zeiten großer Dürre ein dreimaliges Umpflügen des Ackers mit einem von Mädchen gezogenen Pflug Hilfe und Rettung bringe.

Die Rettung, der Regen, nach dem Baum und Strauch, Feld und Flur lechzte, blieb aus.

Wir ritten weiter, südlich, den Quellen der Tschara zu, ritten durch ausgedörrte Heiden, über verbrannte Wiesen, durch dumpfbrütende Wälder, über ausgetrocknete Bachbetten und kleine Flusßläufe, in denen noch ein modriges Rinnsal trübselig zwischen Gestein oder schwärzlichem Schlamm sickerte. Aus dem verlorenen, armseligen Dorfe hatten wir uns einen Vorrat an Kwas mitgenommen, einem Getränk, das aus Birkenaft und schwarzer Brotrinde durch Gärung gewonnen wird. Aber es fing in der Sonnenglut aufs neue zu gären an, drohte alle Behälter zu sprengen, und wir mußten es größtenteils zurücklassen, da wir uns wohl hüteten, den gesamten Vorrat auf einmal zu verbrauchen. Das Zeug ist stark be-

rauschend und hinterläßt, wenn man es im Übermaß genießt, einen bemerkenswert heftigen Katzenjammer. Ich, der ich die Macht des Kwas noch nicht kannte, erfuhr das zu meinem Leidwesen am eigenen Leibe. So begann der Kampf ums tägliche Trinkwasser aufs neue. Rein Dorf zeigte sich mehr, und unser Ritt nach der Bahn, der übermütig, mit fröhlichem Gelächter begonnen hatte, begann recht bedenkliche Formen anzunehmen.

Da, nach einer Reihe von schweren, quälenden Tagen schien es, als ob ein gütiges Schicksal uns doch noch für Besseres aufgehoben hätte. Wir sahen uns eines frühen Vormittags vor einem großen See, dessen Fläche sich weit und sonnenüberglänzt vor uns ausbreitete. Einigermaßen erstaunt, studierten wir die Karten und stellten zu unserer nicht geringen Überraschung fest, daß wir die Tschara schon längst verlassen haben mußten, daß wir statt dessen einem seiner schon versiegenden Zuflüsse gefolgt waren, und daß der See, der sich da vor uns ausbreitete, offensichtlich der Kantagsee war.

Hier wollten wir rasten, eine, vielleicht sogar zwei Wochen lang. Denn hier gab es Gelegenheit zu reichem Fischfang und mancherlei Zeichen deuteten darauf hin, daß auch jagdbares Wild in Mengen die Wälder rings um den See belebte. Mochte auch eine vier Meter breite Schlammbank uns von dem See trennen, es gab Holz genug, einen Steg zu bauen. Und ein notdürftiges Boot, wenigstens aber ein schnell zusammengezimmertes

Floß, gab die Möglichkeit zu erfrischendem Bad. Dann mochte die Sonne weiter brennen, bis wir an diesem verlockenden Gestade genügend neue Kräfte zur Weiterfahrt gesammelt hatten.

Um den See herum, fern, wie eine niedrige Wand ihn einfassend, schwang sich der Wald. An den steilen Bergwänden kletterten uralte Baumriesen hinauf, von hellen Birkenbeständen unterbrochen, und hoch oben lastete schwarz und tot das Heer verkrüppelter, überhängender Titzelkiefern. Schilf stand starr und reglos mit toten Blättern am Ufer, Schwärme von Fliegen und Gessen summten in der unbewegten Luft.

Am Abend stand unser Zelt. Zwei Tage später war das Floß von Semjon Pawlowitsch fertig geziemt, während Imaquill und ich indes mit entästeten Kiefernstämmen einen notdürftigen Steg geschaffen hatten.

Bald standen wir auf den dunkeln Wassern, von Fliegen wild und blutgierig umschwirrt. Die urwüchsigen Ruder taten ihren Dienst, langsam und schwerfällig gehorchte das Floß. Die Stoßstange zu benützen, erwies sich trotz der verhältnismäßig geringen Tiefe des Sees als unmöglich, da die Stange beim Stoßen sich tief in den Schlamm des Bodens wühlte und beim Herausziehen das Floß um eben jenes Stück zurückgetrieben wurde, um das wir es vorwärts gebracht hatten. Erst nach mehreren hundert Metern Entfernung vom Ufer fand die Stange keinen Grund mehr. Strahlend entledigten wir uns unserer letzten Kleidungsstücke und stürzten in die Flut. Die Kostlichkeit dieses

Bades war reicher Lohn für die ausgestandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen der letzten Wochen.

Erfrischt und gestärkt, geladen mit neuem Mut, saßen wir um die Abenddämmerung vor unserm Zelt. Seitab brannte das Feuer, in dessen Glut später ein paar kleinere Fische schmoren sollten. Die Aussicht auf die Ruhewoche, die vor uns lag, das Ergebnis einer flüchtigen Streife in die Umgebung, die zahlreiche Fährten, besonders von Wildschweinen gezeigt hatte, die Nachwirkung des Bades — alles das machte uns wieder vergnügt und hoffnungsfreudig. In vierzehn Tagen hoffsten wir an der mandschurischen Bahn zu sein, Gelegenheit zu haben, nach Tschitá zu kommen. Dort sollten uns wieder einmal die Freuden der Kultur wohltun, Hotelzimmer, Betten, Musik, Teehäuser, kurzum alle die Dinge, vor denen wir im Grunde in die sibirische Wildnis geflohen waren, nach denen uns jetzt aber uneingestandenermaßen eine kleine Sehnsucht besiel. Dort waren unsere Goldbeutel, die hier sinn- und wertlos blieben, ein Sesam öffne dich, vor dem tausend grinsende Chinesengesichter in zitternde Begeisterung, in beflissene dienernde Unterwürfigkeit geraten würden. Dort auch konnten wir vor allem unser Gepäck ergänzen, und alle die tausend kleinen Dinge des Lebens besorgen, die erst wichtig werden, wenn man sie vermisst.

Nun tat sich auch noch ein leichter Wind auf und unsere Laune besserte sich noch mehr. Bald würde das Wetter umschlagen.

Die nächsten Tage verflossen mit Schlafen, Fischen, Jagen und Baden. Imquill gelang es, was mir trotz aller Mühe versagt blieb, einen kapitalen Reiter zur Strecke zu bringen, während ich immer wieder mit leeren Händen und entsprechend langem Gesicht zu unserem Lager zurückkehrte. Dort traf ich, wann auch immer dies geschah, den guten Semjon Pawlowitsch schlafend und mit Begeisterung schnarchend. Aber auch er sollte aus den wohlverdienten Freuden dieser Ruhetage nur allzusehr aufgeschreckt werden.

■

Fünf Tage mochten wir an den Ufern des Kantagsees ein friedliches Lagerleben geführt haben, fünf Tage, in denen die Sonne immer noch, wie seit Wochen schon, glühend und alles versengend vom wolkenlosen, fast weißen Himmel niederbrannte. Da geschah es, daß Semjon Pawlowitsch während eines Mittagschlafes sich unruhig hin und herzurütteln begann, die Luft erregt und schnuppernd einjog, dann plötzlich auffsprang und aus geprefster Rehle „Feuer!“ schrie. Dabei war der gute Junge ganz blaß geworden, seine Augen blickten unter entsetzt hochgezogenen Brauen auf Imquill und mich. Als er seinen Schreckensruf „Feuer“ immer angstvoller wiederholte, da begannen wir zwei hell auf zu lachen. Träumte der Kerl noch? Oder hatte er einen Sonnenstich bekommen?

Es dauerte eine gute Weile, bis wir den Russen soweit beruhigt hatten, daß ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden war. Und da ergab sich leider,

dass wir zu früh gelacht hatten. Denn nachdem wir aufmerksam geworden waren, vermochten auch wir nicht mehr zu leugnen, dass ein leichter, kaum wahrnehmbarer Brandgeruch in der Luft lag. Jemandwo, fern noch, musste die Taiga brennen, und der kaum merkliche Wind brachte den eigen-tümlich eindringlichen Geruch mit. Aber wir waren deswegen keineswegs beunruhigt. Um so aufgeregter und verzweifelter gebärdete sich Semjon Pawlowitsch. Fast kniefällig bat er die hochwohl geborenen gnädigen Herren, doch mit ihm den Berg, an dessen Fuß unser Zelt stand, zu erklettern, um vom Gipfel aus festzustellen, wo der Brandherd liege.

Der Ernst und die offensichtliche Angst des Russen ließen uns schließlich doch aufhorchen und wir sagten zu, wenn wir auch im Laufe des Nachmittags, als wir Stunde um Stunde bergwärts kletterten, diese Zusage innerlich verwünschten. Denn es war ein bitterharter Weg. Unter dem Dach der Baumkronen lastete die Luft bleiern, erstickend. Der Weg ging steil aufwärts. Undurchdringlich schien das Gestrüpp des Unterholzes, Dornen zerrissen uns die Hände und der Schweiß floß in Rinnalen von der Stirn, rann ätzend in die Augen und klebte dampfend in den Kleidern. Reuchend arbeiteten wir uns vorwärts, über Fallholz, Geröll, ausgetrocknetes strohiges Moos, getrieben und gehetzt von dem Russen, der in sinnloser Angst vor uns her den Weg bahnte und uns vorwärtspeitschte, wenn wir erschöpft stehenblieben. Das Herz klopfte rasend, es war, als klopfe es in allen

Adern und ein unerträglicher Durst begann uns zu quälen. Zu alledem begann auch das Tageslicht zu schwinden, immer dichter, undurchdringlicher breitete die Finsternis sich aus. Stärker wurde auch mit jeder Viertelstunde der Brandgeruch, der allmählich im ausgetrockneten Munde einen unangenehmen faden Geschmack auslöste.

Dann, plötzlich fast, sahen wir den Himmel über uns sich röten. Ein fahler Schein schoß über uns hin und warf ein unwirkliches Licht auf Imquills Gesicht, wenn über uns eine Lücke im Blätterdache entstand. Sollte das Feuer so nahe sein? Wir keuchten vorwärts. Die Nacht war da. Wind fuhr durch alle Baumkronen. Ein dumpfes brausendes Rauschen wogte auf und ab. Wenige Minuten noch, dann mußte der Gipfel erreicht sein, denn schon sahen wir schräg vor uns den roten Schein stärker durch Stämme und Astwerk leuchten.

Plötzlich fast geschah es, daß eine Welle heißer, glühender Luft uns anfiel, uns packte, so daß wir zurückprallten, einen Augenblick lang stützen. War es möglich, daß der Herd des Brandes so nahe war? Sollte die Taiga jenseits des Kammes schon in Flammen stehen?

Das Atmen wurde schwer. In Wellen flutete heiße und kühlere Luft uns entgegen. Der Russe hatte den Kamm erreicht. Schwarz, eindringlich scharf schnitten die Umrisslinien seines Körpers gegen die aufbrennende Röte des Himmels. „Jej Bogu“, hörten wir ihn stöhnen. Immer wieder dasselbe: „Jej Bogul, jej Bogul“, als gäbe es kein Wort, das stärker seine Erschütterung, sein Entsetzen

auszudrücken vermochte, als dieses fast tonlose und im Letzten doch ergebene: „Um Gottes willen!“ Drei Schritte vor mir langte Imquill auf dem Grat an. Nie werde ich das Zusammenzucken dieses langen, schmalen Körpers meines Freundes vergessen, als das Gesicht des Ungeheuerlichen ihn ansprang. Reuchend schnellte ich mich neben ihn, am Gezweig eines verkrüppelten, geduckten Nadelbaumes zerrte ich mich hoch.

Glut schlug mir entgegen. Der ganze Nachthimmel flog und rachtete und schwankte in Feuer und Blut, dunstig, glühend, schwelend, voller Rauch und Staub und Asche. Aus ungewissen Schwärzen knallte es, knatterte es gleich einem rasenden Gewehrfeuer. Und jetzt erst, noch halb sinnlos vom hämmерnden Pothen des Herzschlages und würgender Atemlosigkeit, erkannte ich: Das endlos sich hinschwängende Bergland, weitgespannt bis in den Horizont, der in Nacht ertrank, war ein einziges ungeheures Meer von Feuer und Rauch. Noch war unser Bergrücken frei, auch der gegenüberliegende Hang lag noch dunkel und verschollen in der Nacht. Darüber aber, von fern herankommend, wälzte es sich her. Eine kaum sichtbare Schützenlinie der ungeheuren Glüten aus aufblitzenden Flämmchen und knisternden Funken schwärmte in das Schwarz des Urwaldes als Vorhut voraus. Sie fraß sich in das Unterholz, fuhr knatternd zwischen die Stämme, während dahinter das Feuerheer unübersehbar heranmarschierte, schnell, ohne Aufenthalt, eine nach rechts und links endlos ausgedehnte, alles vernichtende Front.

Kein Wort fiel mehr. Auch der Russe war verstummt. Fassungslos standen wir, gelähmt von Entsetzen und doch gebannt von diesem allem Vorstellungsvermögen entrückten Bild: eine ganze Welt in Flammen zu sehen, hunderte, vielleicht tausende von Wjorst weit, Berge und Täler, Hänge und Höhen, Grate und Schluchten, auffschreiend in Glut, aufgepeitscht, lebendig sich windend und werfend, überleuchtet von blutig schwelendem Rauch und Qualm, den ein Wind in Wirbeln auf und nieder jagte, mit schwarzen und gelben, unruhigen Wolken, die über uns hinstoben. In den Ohren brauste der Lärm, der näher kam, dünnes Geknatter, gefolgt von dem hellen Donner der berstenden, wie Glas zerspringenden, zerknallenden Urwaldriesen, Brausen, Zischen, unerklärlich woher. Und dann vor uns, aus undurchdringlichem Dunkel auffschreckend, Brechen der Zweige, Gestampf, rasendes Geklapper, Getrappel hastender Hufe, schnellender Läuse: das Heer des flüchtenden Wildes, eine mähloze, wilde, unsichtbare Jagd.

Die Luft glühte, unerträgliche Wellen von trockener, beißender Hitze schwemmten uns entgegen. Die Lungen schmerzten, wie Dolchspitzen brannte jeder Atemzug, die Augen fingen an zu tränern. Und ununterbrochen rieselte es auf uns nieder, fein wie ein Hauch von Spinnweben, anschwellend, nachlassend, dann immer dichter, alles verschleiernd. Das flammende Rot, das giftige Gelb des zünzelnden, unübersehbaren Brandherdes schien gebrochen, blutiger wurden die Farben, gedämpfter. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir wußten,

daß immer dichter jener Aschenregen niederging, von dem wir oft genug gehört hatten, er rufe bei Taigabränen noch in einer Entfernung von sechzig Wjorst Augenentzündungen hervor. Vielleicht war es diese Erinnerung und die damit verknüpften Gedankengänge, die uns aus aufgelöstem Schauen an uns selbst, an unsere Lage zu denken zwang. Vielleicht war es auch die Unmöglichkeit, noch länger in dieser Hölle aus Glut, Asche und Qualm auszuhalten — ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls begann Imquill zu sprechen, hastend, verstört.

Jetzt fuhr Semjon Pawlowitsch auf, schrie Unverständliches, zeigte nach unten, nach dem Lager, nach dem See. Er wartete keine Antwort ab, packte Imquill plötzlich, rüttelte ihn, indessen seine aufgerissenen, rot entzündeten Augen trüb in dem fahl beleuchteten breiten Gesicht schwammen und um die vorspringenden Backenknochen schwarze Schatten tanzten. Er ist irrsinnig geworden, huschte mir ein Gedanke durch den Kopf. Ich wollte dem Freunde zu Hilfe kommen, da stürzten beide schon den Abhang hinab, und aus dem Dunkel gellte Imquills Stimme, ich solle folgen.

Flucht vor dem Feuer, Flucht vor der sengenden Glut, Flucht hinein in die schwarze, unergründliche Wildnis des Urtwaldes, in den kein Weg, kein Pfad führte, abwärts, hinab, irgendwie, im Dunkel, über Felsen, durch schnellendes Unterholz, über die Fallen der Baumwurzeln, der Schlingpflanzen! Tastendes Suchen mit dem Fuß und der Hand ins Leere, Schritt um Schritt, stürzend, gegen Bäume,

gegen übermooste Felsen stoßend, blutend, mit schmerzender Lunge, tränenden, entzündeten Augen. Langsam geht es abwärts, langsamer noch als hinauf. Die Muskeln schmerzen, die Sehnen der Knie drohen zu versagen, immer wieder knicken die Beine nach vorn. Wir taumeln nur mehr. Und doch kommt uns jetzt erst das aufpeitschende Wissen der ungeheuren Gefahr. Rechts, links von uns hat das Feuer einen Vorsprung. Es wird uns einschließen, umzingeln.

Der See? leuchtet ein rettender Gedanke auf. Wir müssen auf den See. Haben wir nicht unser Floß, groß genug, drei Menschen, das ganze Gepäck zu tragen. Die Pferde? Im Dunkeln zucke ich die Achseln. Sie werden verloren sein, wenn sie sich nicht selbst helfen können. Wie weit sind wir? Noch immer nicht drunter? Nacht um uns. Kein Blinken des Wassers zu sehen. Zeitweilig huscht aufzuckend ein roter Schein über uns hin. Raum hörbar rieselt Asche nieder. Vorwärts, abwärts, im Dunkeln, auf unsicher hastendem Fuß, mit aufgerissenen Händen, an Zweige und Äste geklammert! Flucht vor dem Glutmeer, das wie mit einer riesigen Zange um den See herumgreift, ihn einschließen wird und sich weiterfrisht, tagelang, vielleicht wochenlang.

Und wir? Mitten im Abwärtsstürzen fange ich mich, stehe erstarrt. Unser Floß? Lächerlicher Gedanke! Mitten auf dem See noch werden wir ersticken in Rauch und Qualm, ersticken in der Asche, die die Luft erfüllt, verbrennen in der flimmernden

Glut des Höllenkessels, den der See in diesen Tagen bildet. Wo ist der Ausweg?

Ich will die Kameraden anrufen, fragen, sprechen, schreien. Nur nicht weiterirren in der lähmenden Verzweiflung, die keinen Ausweg mehr sieht, für die die Qual dieses gehetzten Abstieges sinnlose Plage geworden ist! Aber ich kann nicht sprechen, fühle nur ein brennendes Würgen schmerzend im Halse, in der Kehle. Ich höre die beiden vor mir nicht mehr. Sie haben einen Vorsprung. Ich werde sie verlieren!

Ein fahlroter Schein schwelt über den Himmel, verlöscht. Die Asche rieselt stärker. Ich stürze weiter, falle, raffe mich hoch. Ein dürrer Ast fährt mir quer über das Gesicht, reißt die Haut auf, ich fühle feucht und warm Blut rinnen, spüre aber keineswegs Schmerz. Ein unvorstellbares Grausen hat mich gepackt. Ich stolpere über eine Wurzel, stürze nieder, möchte liegenbleiben. Eine unbezwingliche Lust zu weinen kommt mich an, einfach hier sitzenzubleiben, allein in der Nacht dieses tödlichen Urwaldes, gegen einen Stamm gelehnt, zu weinen wie ein kleines Kind.

Eine Stimme ruft meinen Namen. Es muß Imquill sein. Die Stimme klingt fremd, rauh, heiser, als sei die Kehle roh, verbrannt. Ich will antworten. Gebell wird daraus. Und doch ist der Anruf des Freundes unsagbarer Trost. Ich weiß plötzlich wieder, daß ich nicht allein bin, daß er bei mir ist und mich niemals meinem Schicksal überlassen wird.

Zehn Schritte weiter wartet er. Der Schritt des Russen poltert schon unten. Zusammen folgen wir.

Ich bleibe dicht auf und mir ist leichter, freier als vorher, trotzdem kein Wort gesprochen wird. Höchstens ein „Vorsicht, Baum“, oder „Achtung, Wurzeln“. Langsam verliert der Hang die Steilheit, schneller kommen wir vorwärts.

Nach einer Stunde sind wir unten, kaum zwanzig Schritte vom See entfernt, dessen Schilfrohr, unruhig bewegt, trocken rauscht.

Wo ist unser Zelt? Wir brauchen eine Weile, bis wir uns zurecht gefunden haben, schlagen dann den Weg nach links ein, versuchen zu laufen, sind aber so erschöpft, daß wir es nach wenigen Schritten aufgeben.

Über uns schwemmt der Himmel brandrote Wolken vom Berg her, ein dunstiger Schein spielt hinüber bis zur andern Seeseite, wo wir die abschließenden Berge ahnen. Die Wasser des Sees, selten durch die Schilfwand blitzend, spiegeln schwarz und blutig den Himmel wider. Unerträglich fällt der Aschenregen. Und das Dunkel der nächtlichen Umgebung ist erfüllt von unheimlich gesteigertem geheimnisvollem Leben, von tausenden fremden, jagenden Geräuschen, dumpfem Poltern, schnellem Rascheln, Trappeln, Huschen, Schwirren.

Dann blitzt ein kleiner Feuerschein auf, winzig, ein paar hundert Schritte vor uns. Ein dunkler Schatten bewegt sich hastig darin. Es ist Semjon Pawlowitsch. Jetzt laufen wir doch, und als wir näherkommen, sehen wir, daß die Pferde schon gesattelt sind. Aufgeregt tanzen sie herum, schlagen aus, zerrten an den Leinen. Pfeifend ziehen sie die Luft ein, atmen stoßend aus.

Das Feuerchen am Zelt wirft ein kleines Licht, das fast weiß aussieht in dem merkwürdig dunstigen Schein, der den Kessel des Sees erfüllt. Semjon spricht kein Wort. Mit fliegenden Händen packt er das Zelt zusammen. Wir helfen, so gut wir können, stehen uns gegenseitig im Wege, bis der Russe die Leinen losbindet und fragt, ob die Herren ihm nachreiten wollten. Imquill nickt nur. Wir klettern in die Sättel. Unruhig schnaubend täzeln die Pferde herum. Dann rast Semjon Pawlowitsch voraus, so nahe an den See, daß ich fürchte, er gerate in den Schlamm. Unsere Pferde folgen. Um den See herum, in östlicher Richtung reiten wir, bis wir den Kessel um mehr als die Hälfte umritten haben. Unnötig, die Pferde anzufeuern. Die klugen Tiere wittern, um was es geht.

Immer noch ist das Tal erfüllt von drängendem, lautem Leben. Da und dort huscht groß der Schatten eines Stückes Wild vorüber. Im Röhricht rauscht und plätschert es. Über dem Berge, den wir bestiegen hatten, und der jetzt jenseits des Sees, uns gegenüberliegt, leuchtet der Himmel wie eine einzige qualmumlohte Flamme.

Dann biegt der Russe nach Süden ab. Nach drei Stunden überqueren wir ein Flüßchen, das fast ausgetrocknet ist. Der Weg steigt an, ein niedriger Berg Rücken wird schräg überritten. Der Wald ist licht, Jungholz meist. Selten straucheln die Pferde, längst sind sie in Schritt gefallen. Wir müssen rasten.

Semjon Pawlowitsch bindet die Tiere an. Wir sinken auf den harten, ausgedörrten, verbrannten

Heideboden, überwältigt von unbezwingerlicher Müdigkeit. Wie ich einschlafe, bemerke ich noch, daß der Russe sein Pferd wieder besteigt, weiterreitet. Will er allein flüchten? Uns zurücklassen? Ach, es ist alles gleichgültig geworden. Ich schlafe ein. Vorsichtig schüttelt mich eine Hand. „Euer Hochwohlgeboren, wir müssen weiter!“ Semjon Pawlowitsch beugt sich über mich. Imquill steht schon bei seinem Pferde, die Pfeife im Munde. Mit einem Schlag bin ich wach. „Was ist?“ Dämmeriger Tag, fahles Morgenlicht.

Der Russe war vorausgeritten, hatte einen Bergrücken erklettert, Ausschau gehalten. Das Feuer würde uns nicht mehr einholen. Wir waren gerettet. Aber für alle Fälle hieß es: Weiterreiten! Weiter! Weiter! Fern hing der Himmel, schwarz mit gelblichem Schein. Über uns zog es dunstig und trübe. Leicht, dünn rieselte die Asche nieder, wie ein schwarzer Nebel.

Vier Tage später hatten wir den Kalar erreicht, nach weiteren acht Tagen den Witim, dem wir aufwärts folgten.

In Tschita trafen wir dann wenige Wochen später wieder auf die große transsibirische Bahn, die uns durch die Mandschurei nach Wladiwostok brachte. Vorher schon verließ uns unser lieber Semjon Pawlowitsch. Er schloß sich im Gebiet der Dauria chinesischen Pelzjägern und Fellenstellern an.

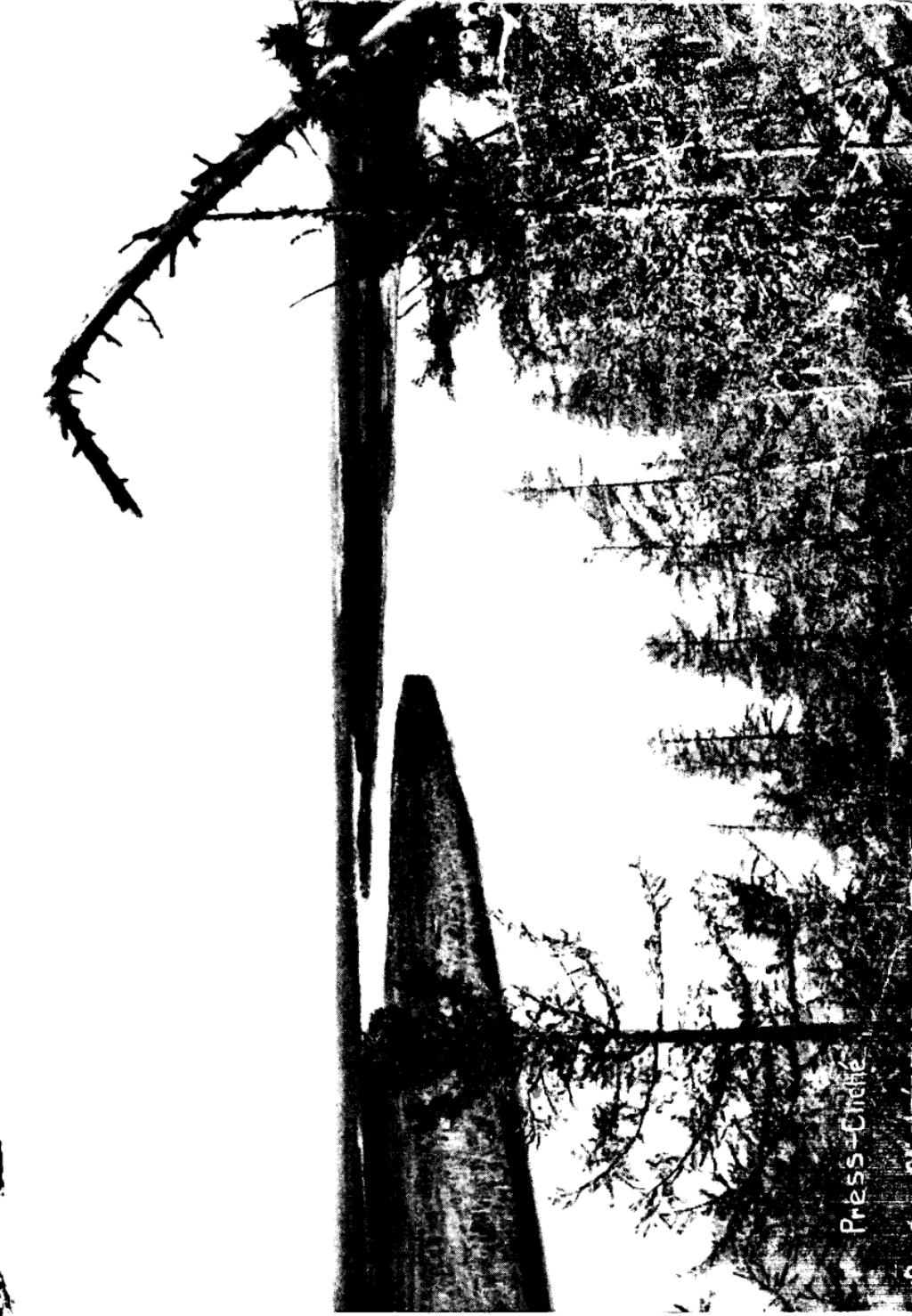
Von Wladiwostok aus brachte uns der Dampfer zurück in die Heimat.

Drei Jahre Sibirien waren vorüber, drei schwere, aber doch auch wieder herrliche, unvergessliche Jahre.

DER
B I L D E R -
A N H A N G
IST EIN
BILDERBUCH
AUS
SIBIRIEN



SCHLITZENZUG DER BAUERN ÜBER DAS EIS. SIE HALTEN DICH
BEIEINANDER AUS FURCHT VOR DEN AUSGEHUNGERTEN WÖLFE IN



IN DER TUNDRA AM MITTELLAUF DES KOLYMAFLUSSES

Press + Photo



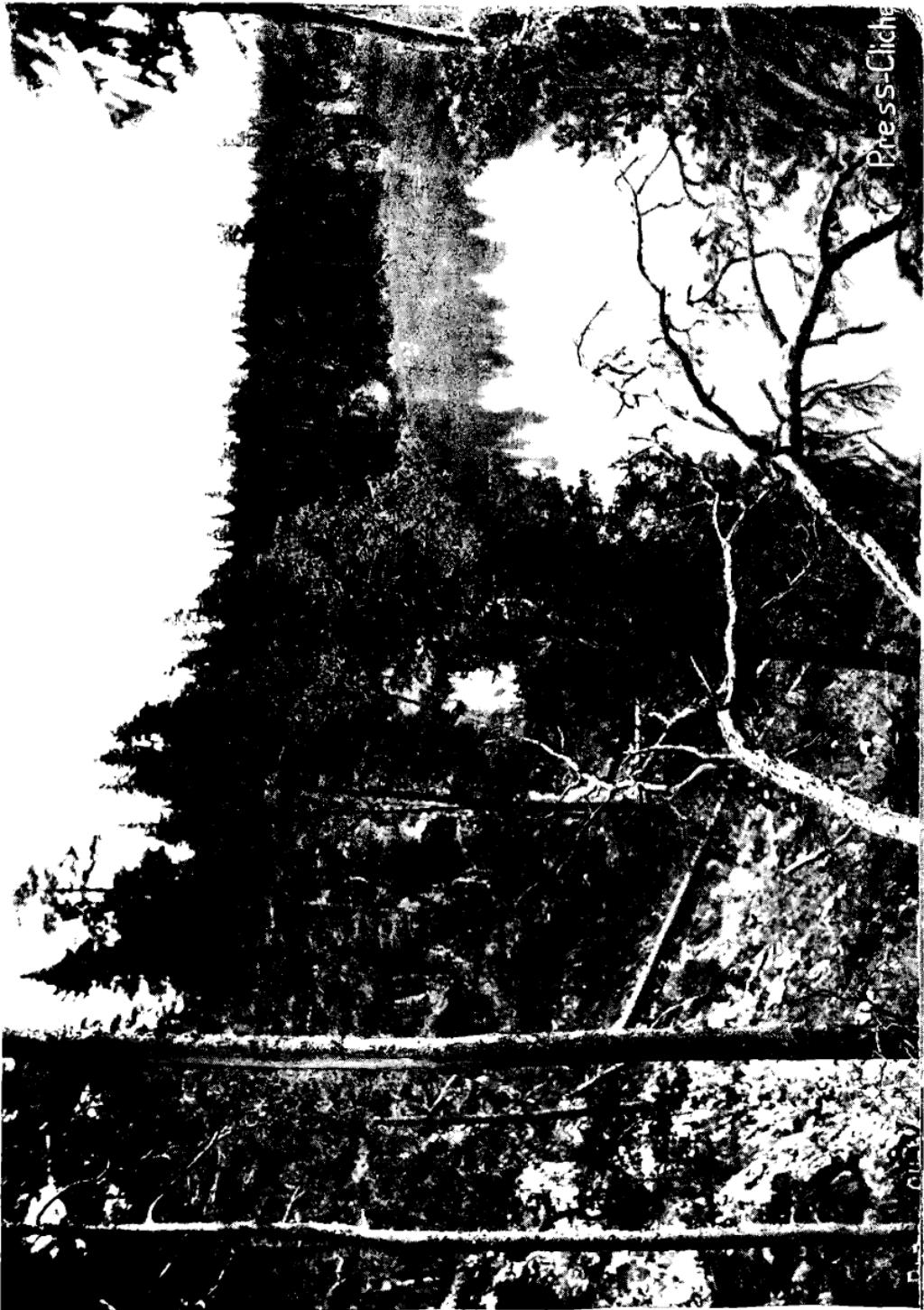
Press-Cliché



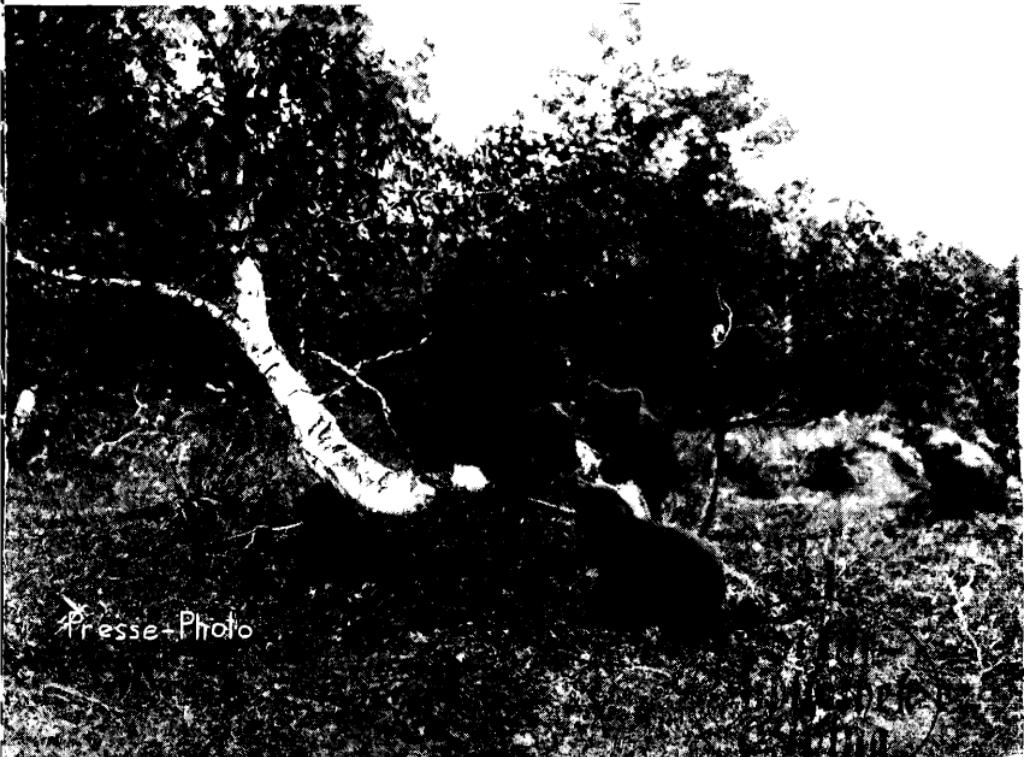
Unionbild

OBEN: EIN FISCHERBOOT FÄHRT DEN TULOMAFLUSS ABWÄRTS

UNTEN: SIBIRISCHE BAUERN



WÄLDER IN DEN GOLDHALTIGEN TÄLERN DES LENABECKENS



Presse-Photo

OBEN SCHWARZER BÄR
UNTEN JUNGE BÄREN SPIELEN MITEINANDER



OSTJAKEN HOLEN AUS EINEM EISLOCH FISCHE MIT DEM SPEER



EIN ROBBENFÄNGER



Press-Cliche



OBEN: EIN TUNGUSISCHER FISCHER FÄHRT DEN LENAFLUSS AB-
WÄRTS AUF DIE VOGELJAGD / UNTER: EIN GEHÖFT IN SIBIRIEN



Press-Cliché



Presse-Photo

OBEN FISCHREUSEN IM PETSCHORAFLUSS
UNTEN EISSCHOLLEN AM LENA UFER



DER ELCH



Unionbild

ZWEI JÄGER SCHLAGEN IHR NACHTLAGER IM SCHNEE AUF



Press-Cliché

SIBIRISCHE FISCHER. SIE HABEN EINEN GUTEN FANG GETAN



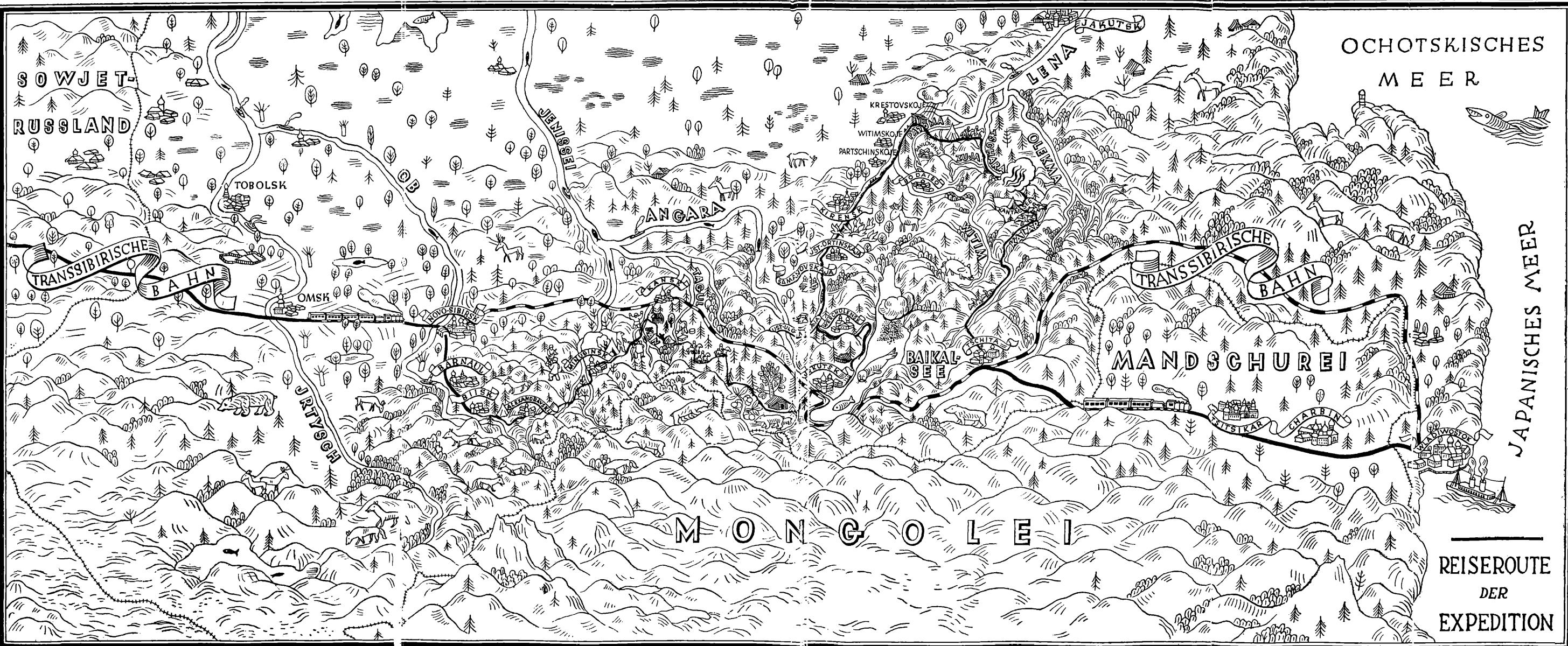
Press-Cliche

Press-Cliche



Press-Cliche

OBEN: GOLDSUCHER BEIM AUSSCHLÄMMEN DES GOLDHALTIGEN FLUSS-SANDE
UNTER: SIBIRISCHE PELZJÄGER TROCKNEN IHRE IN DER TAIGA ERBEUTETEN FEHFELLE





11.1.37

ROTANOX
oczyszczanie
VIII 2011

BL

KD.14381
nr inw. 18301